Gutman aus Brody in die Mikwe in Warschau, irgendwo dort in den überfüllten Straßen um die Nalewkistraße, wo viele Juden lebten auf engem Raum.

Und so muß Rubinstein heute immer wieder an das Bad denken, wenn er an seine Heirat denkt.

»Ich mußte mich ausziehen«, sagt Rubinstein, der noch immer schamhaft war. »Und das Wasser war dreckig, so ölig. Ich mußte dreimal gehen in das Bassin und dreimal abspülen.«

Und dann schimpft der alte Mann, und die ganze Verbitterung über die Chassidim, die Maria und ihn ausschlossen und manchmal verspotteten, grollt nach in seinen Flüchen über das Bad bei der Nalewkistraße.

Ein paar Tage danach juckte es an seinem ganzen Körper. Er ging zu Doktor Roszkowski, seinem jüdischen Arzt. Und der fragte: »Was hast du gemacht?«

»Ich war in der Mikwe.«

»Bist du verrückt! Gehst in die Mikwe? Du hast die Krätze.«

Dann schüttelt sich der alte Tänzer noch einmal, der Zorn verfliegt, und Rubinstein denkt an Sala und an das kleine Mädchen, das auch Sala hieß wie ihre Mutter, und an den kleinen Berek, die nun seinen Namen trugen. Und er stellt sich Männer vor in SS-Uniformen, die ihre kleinen Körper ins Feuer werfen. Dann flucht Rubinstein nicht mehr. Dann weint der alte Mann, der sich in der Mikwe die Krätze holte.

Auch in der Nowy Swiat, der vornehmen Einkaufsstraße der Hauptstadt, mischten sich die chassidischen Juden aus der Franziskanska- und Nalewkistraße wie selbstverständlich unter die Passanten. Einige trugen ihre Beigeles in großen Körben vor dem Bauch, um sie hier zu verkaufen. Dann aber kamen polnische Polizisten und warfen die Beigeles auf die Straße. Den Juden war es verboten, ihre Waren außerhalb der jüdischen Viertel anzubieten. Auch das gehörte zu dem Polen, in das Maria und Sylvin 1938 zurückgekehrt waren. »Es war nicht alles gut gewesen in Warschau«, sagt Rubinstein, »auch viele Polen waren falsch.«

Sogenannte Boykottkomitees inspizierten 1937 die Betriebe und setzten die Inhaber unter Druck, ihre jüdischen Arbeiter zu entlassen. Auf den Arbeitsämtern wurden sie nur noch vermittelt, wenn es keinen christlichen Bewerber für dieselbe Stelle gab.

Wer gestern noch an einem Bankschalter gearbeitet oder als Prokurist im Kontor einer großen polnischen Firma treue Dienste geleistet hatte, war froh, wenn er nun auf zweirädrigen Handkarren Zentnerlasten über die Kopfsteine klappern lassen konnte. Überall in der Stadt zogen Männer in den schwarzen Joppen jetzt diese Karren oder schleppten schwere Kiepen. Der Jude war tragaz, Lastenträger, und er war billiger als der Lastwagen, egal, wie weit er laufen mußte. Banker und Professoren wuchteten Säcke. In Genossenschaften organisiert, gaben alle ihre Einnahmen in die gemeinsame Kasse. Ein Drittel wurde als Steuer an die Stadt abgeführt, der Rest zu gleichen Teilen den Mitgliedern ausgezahlt. Nach dem Boykott war die Frachtgutzustellung die Erwerbsquelle vieler Warschauer Juden.

Und sie mußten sich davonmachen, wenn die Endecja, jene erweckte polnische Nationaldemokratie, durch Warschau stob und die Hand zum Gruß ausstreckte. Denn dann jagte der Mob der Nationaldemokratischen Partei sie durch die Straßen und prügelte auf sie ein.

Hausieren war auch früher nie ein gutes Geschäft gewesen, jetzt war es nur noch ein schweres Los. »Viel Hunger und wenig Schlaf.« Rubinstein erinnert sich gut an die kleinen Hausierer mit den dünnen Beinchen. Die Kinder trugen ein kleines Brett vor dem Bauch, das an einer Schnur um ihren Hals hing, damit liefen sie die Treppenhäuser hinauf, um Seife zu verkaufen, Rasierklingen oder Schnürsenkel. Der alte Mann sieht sie immer wieder durch die Häuser laufen, die hungrigen kleinen Händler, den ganzen Tag, die Treppen hinauf und herunter, und am Abend bekommen sie nur ein Stückchen Brot. Er sieht den Vater, der auf der Straße steht, um Socken zu verkaufen. Der Vater macht ein Glas auf, mit einem Hering drin. Er sticht die Gabel in den Fisch, um ihn festzuhalten. Dann gießt er den Kindern ein wenig von dem Wasser auf das Brot, damit es nach Hering schmeckt, wenn es auch kein Hering ist, sondern nur salziges Wasser. »Das waren fleißige Kinder, und sie waren gekleidet ärmlich. Und die polnischen Kinder waren fein angezogen und haben gespielt auf der Straße. So ist es immer gewesen. Und damit ist gekommen die Feindschaft und dieser ganze Pogrom.«

Manche haben heimlich mit Saccharin gehandelt. Das war verboten. Denn ein Fingerhut voll Saccharin süßte so stark wie ein Sack Zucker und bedrohte Bauern und Zuckerindustrie. Die jüdischen Straßenhändler haben den Süßstoff in Pergamentpapier gewickelt

und unter gelockerten Pflastersteinen versteckt. Das war die Zeit, in der sich Maria und Sylvin Rubinski nannten, wenn sie in polnischen Theatern auftraten.

Es sind diese kecken Warschauer Jungengesichter unter den viel zu großen Studentenmützen, die sie in die Stirn ziehen, bis die Ohren sie bremsen, diese kleinen Kerle in den Mänteln, die so viele verschossene Stoffschichten wattieren, wie sie ältere Geschwister und Neffen haben. Diese Bäckchen und weichen Münder der Mädchen, mit ihren Zöpfen und Spangen, in den dicken Strümpfen und hohen Schnürschuhen. Es sind diese Gören, die nachts durch seine Träume laufen. Und es sind diese langbärtigen und hektischen jungen Männer, über die er lacht, weil sie ihr Dabene zum Himmel murmeln, und über die er wütend ist, weil sie ihn fanatisch verachteten. Und deren Kismet sein Lachen und auch seine Wut im selben Augenblick erfrieren läßt.

Maria und Sylvin reisten. Es waren die alten Stationen, die Rubinstein schwelgen lassen. Das Pelmel in Budapest. Arizona in Sofia, dann das Arizona in Bukarest. »Andere haben gewartet auf Verträge, bei uns ist gelaufen Engagement auf Engagement.« Maria und Sylvin Rubinstein sind nach Prag gegangen, dann nach Warschau. Sie wurden von den Agenten weitergereicht von Varieté zu Varieté. Vier Wochen dauerte ein Engagement, dann klappten sie wieder ihre Koffer zu und stiegen in eine andere Eisenbahn, in einen anderen Dampfer.

Sylvin Rubinstein sieht Maria noch mit diesem spanischen Tänzer im Londoner Palladium neue Schritte probieren. Er tanzte Fandango und Tango, aber auch Flamenco. Ein sehr erfahrener Tänzer. Sie haben einander oft und lange beim Training zugesehen. Er war mit seiner Familie auf Tournee, sie hatten alle zusammen auf der Bühne gestanden. Rubinstein ist sicher, dieses junge Mädchen, das damals mit Vater und Mutter tanzte, später in Hollywoodfilmen wiedergesehen zu haben. Ihre Mutter, sagt Rubinstein, stammte aus England, schon die Großmutter war in Irland Tänzerin gewesen, jetzt lebte sie mit Mann und Tochter in Amerika. Das Mädchen hieß später Rita Hayworth. Der Vater von Rita Hayworth war tatsächlich ein spanischer Tänzer. Er hieß Eduardo Cansino und gründete in Hollywood eine Tanzschule.

Berühmte Kollegen aus dem Adria, die erste Garnitur der polni-

schen Unterhaltungskunst, sollten auf dem Broadway gastieren. Hanka Ordonowna war der Star der Reise, sie war die berühmteste Sängerin und Schauspielerin Polens. Paul Savid, der Agent, fragte auch das Tanzpaar Dolores e Imperio. Natürlich sagten sie ja. Es war eine große Chance, als junges Tanzpaar mit den großen Künstlern nach New York zu reisen.

Loda Halama und Susi Halama gingen mit auf die Reise, Ordon, und der berühmte Sänger Waliszewski.

Ein Kran hob ihre Koffer an Bord der Stafan Batori. Es war der gewaltige Luxusliner der polnischen Flotte. »Mein Gott, ich habe gedacht, ich gehe durch eine ganze Stadt.« Aber der Steward versenkte die Zwillinge in einer Kabine, die tief unter Deck lag, dort wo schon tiefes Meer an die Bordwand drückte. Und kein Trinkgeld konnte diesen Schiffskellner bewegen, eine andere Kabine für sie zu entern. Sylvin und Maria Rubinstein ängstigten sich unten im Bauch dieses Schiffes. Und Maria kroch zu ihrem Bruder unter die Decke, wie sie als Kind zu ihrem mutigen Beschützer gekrochen war. Aber Sylvin Rubinstein war gar nicht mehr mutig, auf dem großen Wasser. »Beklemmung habe ich gehabt. Ich konnte nicht schwimmen, und habe gedacht, wenn untergeht der ganze Dampfer, alle werden schwimmen, und wir werden versinken in dem tiefen Meer.«

Die Kabine von Hanka Ordonowna lag oberhalb des Wasserspiegels. Aber Rubinstein fürchtete sich nachts auch vor Riesenkraken und war dann doch froh, kein Bullauge in der Kabine zu haben.

Die Bordkapelle hat gespielt, Sylvin und Maria haben auf dem Luxusdampfer getanzt. Auch die Ordonowna hat gesungen, alle Künstler sind auf dem Schiff aufgetreten. Es war eine reiche Gesellschaft an Bord. Für Rubinstein aber forderte der Auftritt nicht die Beherrschung des Takts auf schwankender Bühne, sondern die des Magens, denn Rubinstein war seekrank. »Das Schaukeln habe ich noch gehabt wochenlang im Kopf, als wir waren längst zurückgekommen.«

Als sie endlich in den Hafen von New York einliefen, sahen die Zwillinge die Freiheitsstatue, und sie fieberten, wie Europäer bis heute fiebern, die das erste Mal in Amerika landen.

Die Bilder von New York aber, die dem alten Mann im Gedächtnis geblieben sind, sind Treppen an den roten Ziegelhäusern. Und Maria erschrak: »Da bewegt sich etwas.« Sie gingen weiter und sahen flak-

kernde Kerzen. Dann sahen sie Töpfe und Geschirr. »Und ich habe nur gesehen die Gesichter durch die Stufen.«

Unter den Treppen lebten Obdachlose, sie schliefen unter Zeitung und in Pappkartons. Die Zwillinge gingen weiter, und überall unter diesen Treppen krabbelten Menschen. Es waren weiße und schwarze Bürger der Vereinigten Staaten.

»Und ich denke, so viele Menschen sind gegangen nach Amerika, in den goldenen Reichtum, und so wohnen die hier unter der Treppe. Ich habe gedacht, muß ich wissen, was das sind für Menschen. Vielleicht russische, viele Russen waren gegangen nach Amerika.« Aber sie sprachen kein Russisch und englisch soviel schlechter als er.

Rubinstein war bestürzt. »Und es war Friedenszeit.« Er traf in New York Juden, die ärmer waren als die in Galizien. Und er hatte geglaubt, Armut sei eine Krankheit des alten Kontinents.

Dieses New York, das gleich vor den großen Broadwaytheatern begann, das dort frierend und bettelnd vor den Zylinderkavalieren und Chinchilla-Ladies kauerte, war das Amerika, das 1929 nach dem Schwarzen Freitag in die schwerste Depression seiner Geschichte gefallen war. Eiskalter Wind pfiff damals durch die Häuserschluchten Manhattans.

Warmherzig war es nur in den New Yorker Salons, durch die die tanzenden Zwillingskinder aus Galizien gereicht wurden. Zwei Schwestern, die Singer hießen, so wie die Nähmaschinen, luden die Zwillinge ein, länger in New York zu bleiben. Maria und Sylvin hatten Grazie, sie hatten ein so gutes Benehmen, und Sylvin konnte so wunderbar jiddeln. Ein jüdisches Ehepaar wollte die Goldkinder vom Broadway adoptieren. Sie könnten doch nicht immer tanzen, sagten die Tanten. Doch Maria und Sylvin Rubinstein wollten nur eines: immer tanzen. Deshalb gingen sie zurück nach Warschau.

»Wären wir nur geblieben in Amerika«, sagt Rubinstein, »wir hätten Fred Astaire und Ginger Rogers getanzt auf der Nase.«

X

Manchmal auf der Straße oder in der Apotheke, da begegnet er noch einem der alten St. Paulianer. Dann drückt Rubinstein, der arm ist, denen, die ärmer sind, ein paar Mark in die Hand. Das hat er immer getan.

»Donna«, sagt dann irgendeine Alte mit den gezupften Augenbrauen, die Rubinstein anfaßt, erst am Ärmel, dann an der Hand, wie einen, der Glück bringt: »Donna, du warst die Größte.«

Rubinstein wird dann unwirsch: »Ich kann das schon nicht mehr hören. Ja, stimmt. Ich war die Größte. Aber das geht vorbei, am Arsch vorbei.«

Den ersten Striptease bei Direktor Schmidt, im alten Moulin Rouge auf der Reeperbahn, tanzte Dolorita. Das Orchester spielte zur Melodie von »Parlez-moi d'amour«. Es war ein alter Schlager, damals in Berlin, vor der Hitler-Zeit.

Jetzt spielte das Orchester im Moulin Rouge die alte Melodie. In rotes Licht getaucht ließ Dolorita die Träger des Kleides über die Schultern rutschen. Vor dem Finale schlängelte sich eine Blumenboa keusch über den Schritt, eine Drehung, und die schöne Nackte war entschwunden.

»Ich hatte Hawaiiblumen im Haar und lange Handschuhe, exquisite Wäsche, und mein Gemächt hatte ich geklebt zwischen die Beine. Aber wenn ich mußte pinkeln, es war grausam, ich mußte alles abreißen und kleben neu.«

Die Busen-Imitate waren aus Frankreich, sie waren mit feinem Textil überzogen und fühlten sich an wie wirkliche Brüste unter einer Gänsehaut. Dolorita klebte Blümchen auf die Brustwarzen.

Die Liebesbriefe stapelten sich auf dem Tresen. Dolorita hat sie den Kolleginnen vorgelesen, und sie haben sich köstlich über die verknallten Narren amüsiert. Auch die Direktion, die gute Frau Paasch und der Herr Direktor Schmidt, waren glücklich über die neue Attraktion in ihrem Theater.

Der Artistenverband wetterte gegen den Sittenverfall. »Die einzige Bekleidung der Tänzerinnen von heute, der Pariser Duft, ist den Besuchern so in die Nasen gegangen, daß sie Hemmungen haben, noch ein Kabarett zu besuchen«, schrieb das Fachblatt des Verbandes »Programm«. »Man geht heute selten mit der eigenen Frau in die

typischen Mitternachtskabaretts. Man besucht sie höchstens mit der Zukünftigen, um sie mit dem erotischen Fluidum der heutigen Tage bekannt zu machen.«

Der Striptease eroberte die Bühnen und den Film. Die Kabaretts von St. Pauli entließen die Seiltänzer und engagierten Mädchen. Die neuen Deutschen wollten es möglichst exotisch. Schwindende Besucherzahlen bei »blonden deutsche Tänzerinnen«, meldete das Artistenblatt, »Exotinnen und rassige Südländerinnen bevorzugt«.

20 Mark bekamen damals Kostümtänzerinnen, 50 Mark Tagesgage dagegen »Schönheitstänzerinnen«. Die Zunft war empört, daß auch noch 5 Mark Zulage für das Schwinden des Büstenhalters gezahlt würden. Das Programm fragt, »wieviel Zulage evtl. gezahlt wird, wenn auch das Schrittband noch verschwindet, wie es leider bereits in einigen Kabaretts der Fall war!«.

Die große Freiheit bot inzwischen Frauenringkämpfe im Schlamm. Gegenüber lud noch immer das Hippodrom zu einem Ritt durch die Manege. Die Pferde waren gesattelt, die Kapelle spielte, Reiten und Herunterpurzeln war ein unschuldiges Vergnügen. Irgendwann, erinnert sich Rubinstein, wurde ein Pferdeknecht rausgeschmissen. Sie hatten ihn im Stall ertappt, als er hinter einer Stute stand, ohne Hose. Nur wenige Jahre sollten vergehen, da waren kopulierende Paare in den Kabaretts auf der Großen Freiheit im Abendprogramm zu sehen. Und die Darsteller trugen eine Eselsmaske.

»Manchmal denke ich«, sagt Rubinstein, »ich habe mit schuld, daß alles so ist gekommen auf der Reeperbahn.«

Das Hippodrom war berühmt gewesen. Die Ufa hatte dort den Film mit Hans Albers gedreht: »Große Freiheit Nr. 7«. Da war die Hitler-Zeit schon bald zu Ende.

Rubinstein hat den Film später gesehen, nach dem Ende. Da begegnete ihm die Verlobte des Majors. Sie spielte in dem Film ein leichtes Mädchen. Der Major Kurt Werner war genauso ein Kerl gewesen wie Hans Albers. Nur feiner. Vor der Fotografie des Majors brennt jetzt eine Kerze in der kleinen Küche von St. Pauli. Und Dolores nennt ihn »Vater Kurt«.

Dolorita schlug nun nach dem Flamenco die Sektgläser von Tisch sechs: »Gnädige Frau, sagen Sie Ihrem Mann, der stiert so, er soll nicht zuviel Appetit auf mich haben, wo ich nicht kann liefern.« Einen Zapateado zu Tisch drei: »Senores, sie haben mich geladen ein.

Mein Gott, ich bin doch keine Amüsierpersönlichkeit. Aber ein Fläschchen Sekt können wir bestellen.« Ein Blinzeln zu Renate und Karin, und die Herren saßen nicht mehr so allein. Tisch sieben: »Finger weg! Ich bin eine Attrappe.« Tisch eins, das Kleid hoch bis zum Strumpfband: »Hello darling, you have a penny for me?« Der Gast an der Bar: »Was ich trinke? Tutti Frutti mon Amour. Du mußt probieren.« Whisky, Eierlikör und Wodka, das war Doloritas Mix. Dolorita packte alle mit diesen grünen Augen, die hypnotisierten.

Die Kellner waren glücklich, die Kolleginnen und der Direktor seufzten: »Ich habe so schöne Frauen hier. Aber du bekommst den Applaus. Du fängst sie alle mit deinen Augen.«

Und Dolorita sagte: »Ich habe gehabt eine große Schule.«

Dolorita hatte niemals Angst. »Ich habe Augen gehabt auf alle Menschen, ich war wachsames Kind.«

Da kommt dieser Kerl mit der Pistole. Schießt in der Bar die Lampen von der Wand. Das Glas splittert, und die Gäste werfen sich auf den Boden. Dolorita geht mit einem Lächeln auf ihn zu, macht eine halbe Pirouette, tritt mit dem Fuß, schmeißt das Kleid über seinen Kopf. Da klemmt die Pistole schon im Strumpfband zwischen den langen Tanzbeinen. Und Dolorita sagt: »Nun mußt du ganz brav sein. Sonst nehme ich dich auf die Arme und schmeiße dich auf die Straße, und da wirst du nicht mehr aufstehen.«

Und er sucht auf dem Boden, aber die Pistole ist verschwunden. Die Dolorita sagt: »Gucke mal, es gibt noch Artisten, ganz geschickte.«

Der wilde Kerl erlahmt, und Dolorita sagt: »Hör mal, was du hier machst, ist protzig und billig. Du schießt einen tot und gehst in den Knast. Du kennst den Knast, das sehe ich, du bist schon gewesen.« Dolorita gibt ihm das Magazin und behält die Pistole, nimmt ihn an die Hand und führt ihn hinaus. »Und er geht mit mir wie ein braves Kind.« Dolorita wirft die Pistole in einen Gully, und der Gast wirft das Magazin hinterher. Dann sagt der Wüterich:

»Du bist wie meine Mutter. Die hat mir auch alles weggenommen.«

Und Dolorita sagt: »Na, dann müßte ich sie kennen.«

Die Gäste im Lokal waren perplex. Der Kellner sagte: »Dolorita, du kannst die Menschen hypnotisieren.«

Dolorita sagte: »Ja, das habe ich gelernt von meinem Vater.« Und

der alte Mann in seiner Küche erklärt: »Ich habe gesagt Vater Kurt zu ihm. Er wollte nicht hören: Herr Major. Er konnte hypnotisieren. Er hat mich angesehen, und ich habe gehabt Angst vor ihm. Und ich habe alles getan. Wo er mich hingeschickt, ich bin gegangen. Das war ein gefährliches Leben, meine und seine. Der Kiez war auch gefährlich. Aber wenn du hast erlebt Gefahr wirkliche, du kannst lachen über die Zuhälter und Ganoven.«

Dolorita hatte sich verschütteter Künste erinnert. Da war doch einer ins Lokal gekommen, der posaunte, ihn könne niemand bestehlen. Er hatte gewettet, um Sekt und Geld und Bier. Dolorita nahm ihn am Arm: »My Darling, wollen wir tanzen.« Da wurde ihm das Handgelenk um eine Uhr leichter, aber er merkte es nicht, denn er konzentrierte alle Sinne auf die Brieftasche. Dann erschrak er. Die Armbanduhr war weg. Von der Sekunde an fehlte ihm die Brieftasche. »Fix und fertig saubergemacht.« 500 Mark und eine Kiste Sekt. Alle haben gestaunt, und Dolorita hat gesagt: »Das gehört zu meinem Beruf.«

Den hatte Sylvin Rubinstein in Riga gelernt, »das war eine Hungerzeit«, und in Warschau zur Perfektion gebracht: »Das war eine grausame Zeit. 48 Pistolen haben wir abgenommen der SS.«

Der Tänzer erzählt viele Geschichten von Uhren und Brieftaschen. Da gibt es die mit dem Animiermädchen, die einem Gast eine Omega vom Gelenk genommen hatte. Der holte die Polizei. Das Mädchen zitterte am ganzen Körper. Eine Polizistin durchsuchte die Verdächtige, aber sie hatte keine Uhr. Dolorita hatte sich mit zu dem Polizeibeamten an den Tisch gesetzt, der die Kollegin so heftig vernommen hatte, um ihr die Hand zu halten. Da rutschte die Uhr in die Tasche des Beamten.

Der bemerkte es erst am nächsten Tag und stürmte wütend in die Bar. Dolorita lächelte. Was sollte man jetzt machen, unter Freunden, und das war man ja damals noch auf dem Kiez? So steckte der Hüter des Gesetzes das Corpus delicti zurück in die Tasche. Die Freundschaft wuchs, und irgendwann trug er die Uhr am Gelenk wie eine silberne Handschelle. »Was willst du machen, du bist in so einem Milieu, du wirst hineingezogen. Und ehrlich, wunderbar war das.«

Dolorita liebte diese Nächte, die endeten, wenn der Morgen kam, der die Leuchtreklamen erblinden ließ und der sich frisch und feucht über die Reeperbahn legte, die noch nach Sünde roch, einer Bratwurst und gemachtem Geld. Der Morgen, der die Übriggebliebenen

in der »Heißen Ecke« auffing und die ergrauten Waisenkinder im warmen Kneipenrauch des »Goldenen Handschuh« zu Familien zusammenschloß. Der Morgen, durch den Dolorita dann noch einmal ihren Zobel über den Trottoir ausführte. Der Morgen, der die Arbeiter geweckt hatte, die dem Pelzmantel auf den roten Hacken nachpfiffen und der die Türsteher jetzt still machte, die sagten: »Schlaf gut, Donna«.

XI

»Ja, ich hatte mich verliebt.« Rubinstein gießt das kochende Wasser über den Kaffee. »Besser: verguckt.« Seine Augen glänzen, er lächelt. Sie hieß Martha. »Bestimmt lebt sie noch.«

Der Sommer 1939 war zu Ende gegangen. Die Zwillinge hatten wieder im Adria getanzt. Das Varieté war jeden Abend in beiden Sälen bis zum letzten Barhocker besetzt. Moszkowicz mit einem Affen auf der Schulter begrüßte, wie immer, persönlich die Gäste. Doch der Direktor war nicht wie früher, er wirkte schwächer, zerstreuter. Es war, als ließen ihn böse Vorahnungen ermatten.

Ada, die Kokotte, tippelte wie immer durch ihr Revier vor dem Varietétheater. Sie trug jetzt, wie eine Handtasche, einen kleinen grünen Köcher für die Gasmaske.

Im Operettenhaus waren die billigen Festwochen zu Ende gegangen. Sie hatten »Madame Butterfly« gespielt, das »Mädchen aus Holland« und auch »Faust« als leichtes Singstück aufgeführt. An den Litfaßsäulen klebten jetzt große Plakate zur Mobilmachung. Zu sehen waren riesige Geschützbatterien, die in den Nachthimmel ragten, und polnische Jäger, daneben Verlautbarungen mit einem wichtigen roten Streifen. Den ganzen Sommer wurde mobilisiert. In den Restaurants, den Cafés, den Bars, die jeden Abend verdunkelt wurden, redeten die Menschen darüber, daß es Krieg geben würde. Juden, die seit Jahren für ein Visum in den USA in Warteschlangen standen, drängten und standen weiter. Die Zwillinge aber konnten doch wegen der Gerüchte ihr Engagement nicht kündigen. So erlebte Sylvin Rubinstein, der als russischer Jude niemals mobilisiert wurde, das Jahr 1939.

Der Krieg kam über Nacht, morgens war er im Radio. Es war ein Überfall. Auch wenn Hitler oft gedroht hatte, er kam überraschend und aus der Luft. Von nun an kündigten Lautsprecher, die überall an den Laternen befestigt waren, und Alarmsirenen ihn an.

Polen war keine einige Nation gewesen. Der Diktator Pilsudski, der sich 1926 an die Macht geputscht hatte, war tot. Seine Gefängnisse waren bei den einen noch lebendig, die anderen aber hatten nur die große Ordnung gesehen und nicht die Zellen. Sylvin Rubinstein war 12 Jahre alt, als Pilsudski starb, aber er hat ihn gehaßt. Unter den Polizisten, aber auch in der Armee, hingen viele noch seinen Vorstellungen von Disziplin, Ordnung und Knute an. So rangen in dem jungen Staat einer alten Nation seine Monarchisten, Pilsudskisten, Demokraten und Sozialdemokraten, und seine Kommunisten. Und viele Juden, die wohl Staatsbürger geworden waren, denen diese weltlichen Dinge aber nichts bedeuteten.

Jetzt standen sie alle in einem Graben und schaufelten, der alte Fabrikarbeiter, dessen Sohn an der Front war, der polnische Angestellte, dessen Bank geschlossen war, der jüdische Prokurist, der nach seiner Entlassung nach dem polnischen Judenboykott Lastenträger geworden war, der graue Graf, der sonst um diese Zeit im seidenen Morgenmantel den »Warschauer Kurier« gelesen hatte, der Uhrmacher, der nichts mehr geliebt hatte als die Präzision der Rädchen, der orthodoxe Jude mit seinem kleinen Korallengeschäft, das ihm der polnische Vermieter geschlossen hatte, so daß seine Kinder im Winter nicht mehr vor die Tür durften, weil er keine Kleidung für sie kaufen konnte, Manteuffel, der Taschendieb, und Rubinstein, der Tänzer. So wie in diesem Moment, als sie diese Zickzackgräben rund um und mitten durch die Stadt zogen, würden sie nicht wieder zusammenstehen, auch nicht im Widerstand, der mit dem Tag des Einzugs der Deutschen beginnen und sich in viele Gruppen und Fraktionen splittern sollte.

Daß die Schwaben, wie die Polen die Deutschen schimpften, dieses Mal andere sein würden als die, für die viele Juden aus dem Osten Polens im letzten Krieg noch unter der Habsburger Herrschaft gekämpft hatten, ahnten alle. Seit einem Jahr waren Juden aus dem Hitlerreich nach Polen abgeschoben worden, und was sich über ihr Schicksal herumgesprochen hatte, ließ die Juden Schlimmes befürchten. Die Angst der Polen vor denen, die den Grenzbaum eingerissen hatten, um erneut ihr Land zu beherrschen, hatte tiefe Wur-

zeln, die sich bis in die Tiefen des Deutschen Ritterordens und der polnischen Teilungen gruben.

Sylvin und Maria hatten die Braunhemden in Berlin erlebt. Die Geschwister waren nach Prag gegangen, und die Nazis waren in Wien eingerückt. Das Tanzpaar war nach Budapest gegangen. »Und die Ungarn«, sagt Rubinstein, »hatten sich verwandelt in große Faschisten.« Sie waren zurück nach Warschau geflohen, denn Chamberlain hatte Adolf Hitler das Sudetenland überlassen, und Rubinstein wußte, Hitler würde sich die ganze Tschechoslowakei greifen. Daß er aber so schnell auf Warschau marschieren würde, hatte auch das weitgereiste Tanzpaar nicht geglaubt.

»Die ganze Stadt«, sagt Rubinstein, »war voller Spione.« Rubinstein ist sicher, sie hatten sich schon seit einiger Zeit in der Stadt bewegt. Ihm selbst war einmal ein Mann aufgefallen, der an Kasernen entlanggeschlichen war und Fotos gemacht hatte. Später hatte der Mann auf einer Bank gesessen und Notizen in einen Block gekritzelt. Er war nicht mehr jung, er trug einen Bart. »Aber ein Bursche, ein ausgekochter«, sagt Rubinstein. Der Tänzer hatte immer einen Blick für ausgekochte Burschen, das gehörte zum Metier. Er verfolgte ihn und rief einen Polizisten. Dann stellte er ihn. »Die Polizei hat gefunden Ausweise, drei«, versichert Rubinstein, »und eine Pistole, Walter.«

Die Frauen aber, die Rubinstein auf dem kleinen Polizeiposten sah in der Posnanskastraße, die sein Freund, der Polizist Staszek, in die Arrestzelle gesperrt hatte, sahen nicht wie Spione aus. Hinter dem Gitter saßen alte, vom Markt gefischte Bäuerinnen, aus Familien, die seit Generationen in Polen lebten und bald »Volksdeutsche« genannt werden sollten. Sylvin Rubinstein sagte: »Staszek, Staszek, das sind doch keine Agenten. Sieh dir doch die Hände an.«

Zwischen den Kopftüchern der alten Frauen entdeckte der Tänzer plötzlich dieses kleine Hütchen auf dem kastanienbraunen Haar. Und das junge Gesicht, »so oliv, wie eine Jüdin«. Dann sagte er zu Staszek noch einmal so etwas wie: »Das glaubst du doch selber nicht.« Und sein Freund Staszek glaubte selber nicht, daß seine Gefangenen Spione waren, und auch die anderen Polizisten hatten es nicht geglaubt. Und er redete sehr lange mit Staszek. Die polnische Polizei war unbürokratisch, Staszeks Kollegen hatten ohnehin andere Sorgen, als auf dem Revier zu hocken und auf Frauen mit Kopftüchern

aufzupassen. Bomben fielen auf die Stadt. Aus der Ferne kam Geschützdonner. Sylvin Rubinstein hatte nicht nur gute Argumente, er hatte, wie immer, auch ein kleines Geschenk dabei.

Rubinstein erinnert sich: »Also, ich sage zu Staszek: Wenn du bist zu feige, ich habe die Bravour. Da greife ich von seinem Gürtel den Schlüsselbund.«

Rubinstein nahm den großen Ring, hielt Schlüssel für Schlüssel hoch, und Staszek schüttelte jedesmal den Kopf, bis Rubinstein den richtigen in der Hand hatte. »Staszek hat nicht aufgemacht, er hat aufmachen gelassen.«

So ließ der Polizist vermeintliche Spione laufen, so wie er sie gefangen hatte, ohne wirklichen Grund. Es hatte keinen Haftbefehl gegeben, also brauchte er wohl auch kein Entlassungspapier. »Die Mütterchen haben Tränen gegossen, wie sie haben mich gesehen.« Sie haben Rubinstein vor dem Revier die Hand ganz festgehalten und sich bedankt, und geweint, vor Erleichterung. Und dann ging das Hütchen auf Rubinstein zu, streckte ihm die Hand entgegen.

»Solche Fingerchen, zarte«, sagt Rubinstein, und es ist dem alten Tänzer auf St. Pauli, als biete sie ihm noch einmal ihre Hand. Und weil es ihn traurig berührt, steht er auf und spielt die Szene ein bißchen komisch. Er hebt sein rechtes Handgelenk, läßt es leicht abknicken, wie eine Dame, die es nur noch in der Operette gibt. Dann macht er einen vortrefflichen Diener, spitzt die Lippen und deutet wenige Zentimeter über der Hand einen Kuß an. So benahm sich ein junger Mann, als es das alte Warschau noch gab und seine Kavaliere.

Vielleicht waren ihre Wangen noch von der Erregung gerötet, und das Glück der unerwarteten Befreiung überstrahlte das derangierte Make-up, Freude in den Augen die Müdigkeit. Sie war eine junge Frau. Sie war schön und hilflos. Und so lächelt sie ihn an bis heute, ein Mädchengesicht unter einem Hütchen und kastanienfarbenem Haar, und sagt: »Danke schön.«

Rubinstein weiß nicht mehr, ob er sich unter seinem jüdischen Namen vorgestellt hatte. Er nannte sich jetzt oft Rubinski. Sie hieß Martha. Wenn sie denn wirklich so getauft war. Den Namen gab es häufig in Polen, vor allem in der Gegend von Breslau, wo viele lebten, die noch deutsch sprachen.

Er war ihr Ritter, der sie aus dem Turmverlies befreit hatte. Das

zarte Fräulein war fremd in Warschau. Konnte er sie jetzt alleine stehenlassen?

Der Tänzer begleitete sie mit zu einem Hotel in der Nalewkistraße, in dem er früher, als die Gagen noch klein und die Engagements kurz waren, manchmal übernachtet hatte. Es war ein jüdisches Hotel. Und der Hotelier fragte: »Bist du meschugge?«

Rubinstein belegte das Zimmer neben ihrem, so daß er sie durch die Wand hören konnte, und er versicherte ihr, daß sie keine Angst haben müsse. Sie brauche nur zu klopfen. Er horchte an der Wand, wie einer lauscht, der sich verliebt hat, nach jedem Atemzug. »So ein olivenes Gesicht«, sagt Rubinstein, »man könnte fast denken, es war eine Jüdin, aber war eine reine Deutsche.«

Rubinstein wachte die ganze Nacht über der geheimnisvollen Schönen. Er hatte seine Schwester allein gelassen in der Künstlerpension, nur einen Jungen vorbeigeschickt, der ihr Nachricht gab. Maria mußte fürchten, daß es wieder mit einem dieser Geschäfte zu tun hatte, die sie so haßte. Daran hatte sie sich gewöhnt. Aber jetzt war Krieg, und daß er sie allein ließ, war rücksichtslos. Sie war froh, daß er lebte, und wütend, als er wiederkam.

»Ich konnte ihr nicht gleich erzählen von Martha. Mein Schwesterchen hat geweint, wie ich mich damals plötzlich blind verliebt in die Halina, die gegangen ist in das Kloster. Da habe ich ihr die Hand gegeben und versprochen, wir gehen nicht auseinander, wir bleiben beim Flamenco.«

Als die schöne Fremde fest schlief, schlich sich Rubinstein in ihr Zimmer, er sah sie lange an. Dann durchsuchte er ihren Mantel. Sie hatte keine Handtasche gehabt, Sylvin hatte ihr gerade das Notwendigste in den jüdischen Läden in der Nalewki besorgt. Aber er fand nichts in dem Mantel, was ihm hätte helfen können, sie zu enträtseln. Morgens machte der Hotelier durch sein allmorgendliches Nachfragen, bei dem er seine ganze Besorgnis aus den Augen blitzen ließ, deutlich, daß ihm dieser Gast, der kein jiddisch sprach und polnisch mit einem deutschen Akzent, gar nicht paßte, auch wenn es ein Mädchen war mit einem Olivengesicht.

Rubinstein hat gezahlt und die Angebetete einer befreundeten Sängerin vorgestellt, Anna Maria Kitschmann. Er brauchte sie nicht zu überreden, sie hatte eine große Wohnung und war ebenfalls deutscher Abstammung. Sie sagte zu Martha einfach: »Na, mein Kind.« Dann

zeigte sie ihr ein Zimmer, in dem noch ein Sofa stand, legte Bettwäsche darauf und drückte dem Gast ein Handtuch in den Arm.

Nach ein paar Tagen war Martha plötzlich verschwunden, und auch die Freundin wußte nicht, wohin. Überall hat er das Hütchen gesucht, in den Straßen, in den Cafés. Darüber war der Krieg immer dichter auf Warschau gerückt, gnadenlos fiel er jetzt über die Stadt her. »Gott gerechtige«, sagt Rubinstein heute, »gut, daß sie ist nicht geblieben, bei Anna Maria Kitschmann.«

Sirenen heulten, in der Luft brummten Motoren. Dann fielen die Bomben. Ihre Splitter zerrissen die Frauen, die gerade noch in langen Schlangen vor den Lebensmittelgeschäften gestanden hatten. Die mehrstöckigen Wohnhäuser und Kirchtürme stürzten ein. Herabfallende Trümmer zerquetschten Menschenleiber, das Heulen der Sturzkampfbomber jagte Alte und Kinder durch die Straßen. Mütter, die schrien, Jugendliche, für die das Leben gerade beginnen sollte, verbrannten. Das Inferno, in das später Dresden, Hamburg und andere deutsche Städte stürzen sollten, begann im September 1939 in Warschau. 1700 deutsche Flugzeuge fielen über Polen her. Aber Rubinstein, der vergleichen kann, sagt: »Es war grausam, aber später in Berlin es war viel grausamer. In Polen die Deutschen haben gemordet intim.«

Es existierten keine Luftschutzbunker in Warschau. Viele der Häuser hatten keine Keller. Die Warschauer suchten Zuflucht in den unteren Stockwerken. »Die Menschen haben gehabt Angst, furchtbare«, sagt Rubinstein, »sie haben gepißt vor Angst.«

Die Zwillinge blieben im dritten Stock in der Pension in der Koszykowastraße, Ecke Marszalkowska. »Aber du wirst es nicht glauben«, sagt Rubinstein, »ich bin weiter spaziert durch die Stadt.«

Die Warschauer hatten in den ersten Kriegstagen ihre Hoffnungen noch an England und Frankreich gehängt, die Deutschland den Krieg erklärt hatten. Sie waren so sicher, daß bald die Royal Air Force aufsteigen würde. Sie würden auf Hamburg fliegen, und der Krieg wäre beendet. Dann spotteten sie über die deutschen Panzer, die nur aus Sperrholz seien. Maria und Sylvin hätten über dieses Gerede verrückt werden können, sie kannten Deutschland, sie hatten die SA in Berlin wüten sehen, und sie wußten, die Deutschen bauen keine Panzer aus Holz. Die Geschwister hatten nach dem Kriegsausbruch vor der britischen Botschaft in der Menge gestanden und hatten sich vom

Jubel mitreißen lassen, als sich der britische Botschafter zeigte, und der französische. Engländer, das waren die Ladies und Gentlemen aus dem Londoner Palladium gewesen, die ihnen applaudiert hatten, die Franzosen im Lido, ein wunderbares Publikum. Sie waren einander so nah, Franzosen und Polen, mit ihren Chansons, Galanterien und Moden. Das war die Hoffnung gewesen.

Aber dann waren Maria und Sylvin Rubinstein davongerannt, als die Menschen vor der Botschaft die Panik ergriff, weil deutsche Bomber Warschau anflogen. Das war die Realität.

Rubinstein sieht den schwarzen, beißenden Rauch durch die Straßen ziehen, Flammen, die aus den Fenstern lodern. Auf den Plätzen liegen tote Frauen, tote Männer, tote Kinder. Die Helfer hatten sie aus Trümmern und Straßen zusammengetragen, damit Eltern oder Enkel, Neffen oder Tanten sie dort wiederfinden konnten, blutverkrustet, die Kleider zerrissen, die Arme ausgebreitet, die Augen starr, das Fleisch verkohlt. Die Helfer, die ihnen nicht mehr helfen konnten, hatten ihnen Decken über die Gesichter gelegt, oder Mäntel. Und Rubinstein sieht noch immer »diese alte Frau, sie nimmt jede Decke hoch und blickt in die Augen der Toten«.

Die Marszalkowskastraße unter ihrem Fenster: Schutt, Ambulanzen jagen die Straße entlang, zerfetzte Droschken, die Rösser nur noch Kadaver, Fell und Gedärm, das an Pferdeköpfen hing. »Die Menschen sind schnell hin und haben geschnitten das Fleisch.« Erst später, während der Okkupationszeit, wurde der Verzehr von Pferdefleisch offiziell empfohlen.

Die Nowy Swiat, Flaniermeile der polnischen Hauptstadt: Überall Bombenkrater, in denen sich Wasser sammelte, Schuttberge, verdrahtete Barrikaden, bizarr verformte Straßenbahnschienen. Qualm quoll aus Trümmern verräucherte Wände hinauf, stieg auf zu riesigen Himmelssäulen. In Rubinstein wühlten Furcht und noch mehr Wut. »Und trotzdem habe ich in Gedanken getragen Martha und trage sie noch heute.«

Eine Menschentraube drängte sich vor der Polska-Bank, Warschauer Geschäftsleute, Juden und Kaftanjuden, alte Mütterchen, junge Männer, Maria und Sylvin Rubinstein, alle vereint. Sie riefen, sie rüttelten am Gitter, sie rammten dagegen, und es gab nach. Die Bank war offen, und die Kunden stürmten hinein. Die Tresen waren leer, überall verstreut lagen Papiere, Sylvin und Maria und alle die

anderen stürzten dorthin, wo die Schließfächer waren. Die Fächer standen offen, alle Schlösser waren unbeschädigt. Alle Fächer waren leer. Nur eine kleine Orientbrücke lag noch, achtlos fallen gelassen, auf dem Steinboden. Sylvin Rubinstein wollte noch den Teppich schnappen. Aber Maria sagt: »Laß es!« Ein Angestellter in seinem steifen Kragen stellte sich in all seiner Angestelltenwürde vor die Kunden, die jetzt nicht mehr wütend schrien wie draußen vor dem Gitter, sondern nur noch verzweifelt. Sie weinten oder ließen einfach die Köpfe sinken, mit all dem Fatalismus eines jüdischen und eines polnischen Volkes, die immer wieder ausgeplündert worden waren. Und der Angestellte in seinem steifen Kragen sagte: »Die Regierung ist abgereist.«

Als die Deutschen einfielen, saß die polnische Armee in den Sätteln. Aber die Deutschen kamen in Panzern. Mit Säbeln und Lanzen ritt die polnische Kavallerie gegen das Eisen an, die Schimmel in einem Schwadron, die Füchse im anderen. Auch die Geschütze ließen die Polen von Pferden ziehen. Doch die Deutschen kamen heulend vom Himmel herunter, und die Gäule gingen durch.

Die polnischen Soldaten fuhren in langsamen Zügen oder liefen zu Fuß zur Front. Die Deutschen wurden in Autos gebracht. Sie kesselten die Polen, die so viele Teile ihrer Heimat gleichzeitig schützen wollten, an mehreren Stellen ein. Die polnischen Soldaten verbluteten bei ihren Ausbruchsversuchen. Vor den Toren der Hauptstadt in der Kampinoser Heide fielen die Rekruten in verzweifelten Abwehrschlachten.

Der Stadtpräsident Starzynski erklärte Warschau zur Festung. Und die Menschen der Stadt lagen in den Gräben. 60 000 Artilleriegeschosse und 100 000 Bomben fielen an einem einzigen Tag auf die Menschen. Eine ganze Armee schien noch zur Verstärkung von Norden in die Stadt zu rücken. Aber auch die war schon auf dem Rückzug. Dann gab es verwirrende Meldungen aus dem Osten. Die Rote Armee rückte vor. Sie schoß nicht auf die Deutschen, sie schoß auf die Polen, und sie deportierte die polnischen Soldaten, die sich ihnen versehentlich angeschlossen hatten. Am 22. September kapitulierte der im Osten gegen die Rote Armee kämpfende Teil des polnischen Heeres.

»Das war der Verrat«, sagt Rubinstein, »Stalin und Hitler sind beste Freunde. Schon die Kommunisten in Berlin haben das geglaubt.

Und dann waren sie eingesperrt im KZ. Stalin ist ein Mörder. Deutsche und Russen, beide haben gemordet die Intelligenz.«

Wenige Monate nach der polnischen Kapitulation, im März 1940, entschied das Politbüro in Moskau über die polnischen Offiziere in den russischen Gefangenenlagern. Sie wurden einzeln von jeweils zwei Rotarmisten an eine Grube geführt. Dann traf sie eine Pistolenkugel ins Genick. Das war in Kalinin so, in Harkov und Katyn. Orte, die seit der Solidarność-Bewegung wieder laut ausgesprochen werden in Polen.

Am 27. September 1939 läuteten die Glocken über Warschau. Polen hatte kapituliert. Am 1. Oktober rückten die Deutschen ein, nicht im Gleichschritt, wie in der Wochenschau. Sie kamen auf Lastwagen. An einem hingen Enten, noch nicht gerupft. Die Soldaten waren durch Dörfer gekommen und hatten geplündert, wie es Soldaten tun, seit es Soldaten gibt. Die Bürger standen vor den Hauseingängen, stumm, trotzig, weinend. Viele wandten sich einfach ab, blieben in ihren Wohnungen. Sie wollten den Eroberern den Triumph nicht gönnen. Endlose Kolonnen polnischer Soldaten zogen gedemütigt durch die Marszalkowskastraße, 120 000 gingen in die Gefangenschaft. Und Rubinstein sieht noch diesen Wagen aus Bayern. »Er war voller Brot, das haben die Soldaten verteilt. Und eine Frau neben mir sagt: Lieber verhungere ich, als daß ich nehme Brot von den Mördern.«

Die ersten deutschen Worte, die alle Warschauer lernten, waren »Stehenbleiben!« und »Hände hoch!«. Die Warschauer standen, streckten die Hände in die Luft und zitterten. Dann mußten sie auf das Pflaster stellen, was sie in den Händen trugen, den Mantel ablegen und alle Taschen umdrehen. Sie knieten vor den deutschen Soldaten, sie flehten, sie warfen ihre Jacken ab, sie beteten, gestikulierten. Sie wurden gepackt und weggeschleppt. Vom Tag des Einmarsches an waren Menschen in den Straßen verhaftet worden.

Die Wehrmacht ließ ihre Soldaten auch die Wohnungen nach Waffen durchstöbern, die Soldaten suchten nach Gewehren und fanden Geld und auch Schmuck. Das war der Beginn eines großen Raubzuges.

Die Beute liegt noch heute auf Hamburger Flohmärkten, wo Rubinstein nach ihr sucht, an jedem Wochenende.

Dann rufen die Militariahändler: »Na, alter Jude, schacherst du schon wieder?« Und Rubinstein fragt: »Ich weiß nicht, was ist denn

ein alter Jude? Da mußt du mich schon ein wenig aufklären. Ich komme vom Osten, da weiß man das nicht. Ich komme aus dem goldenen Galizien, da habe ich gelernt den Handel. Man muß immer bei dem bleiben, was man gelernt.«

Rubinstein sieht in die Gesichter der Männer und Frauen. »Ich rieche die Vergangenheit«, sagt er, und er sagt es leise, daß es keiner hört. »Vor meinen Augen kann keiner sich verstecken. Ich weiß genau, wer ein Nazi ist.«

Und wenn ihm dieser alte Mordgeruch in die Nase steigt, dann stellt er sich dem Händler vor: »Ich bin ein altes Schwein von Ostpreußen, mein Name ist Schneider.« Er beherrscht den Akzent der Menschen vom Haff, obwohl er nie dort war, vielleicht, weil auch dort der Osten die Zunge geformt hat. Dann geben ihm die Leute am Flohmarktstand die Hand und fragen, wo er war, im Krieg. Und er sagt: »In Sibirien, fünf Jahre im Lager, Kohlengrube.« Rubinstein kennt die Reaktion. Sie bedauern ihn, fühlen sich ihm verbunden. Und dann sagen sie bald: »Wir sollten hier mal wieder aufräumen. Mit den Türken und den ganzen Ausländern.« Und Rubinstein weiß, daß er sie wieder einmal erwischt hat. Und er kauft ihnen einen Ring ab oder eine Kette, für ein paar Mark. Und er kennt ihren Wert, den sie nicht ahnen. »Meine Augen«, sagt der alte Tänzer, »studieren wunderbar die Menschen.«

Rubinstein martert immer wieder die Gedächtniszellen. War Hitler wirklich in Warschau? Warum hat er ihn dort nicht vor Augen, sieht ihn nicht durch die Stadt fahren, nicht auf der Tribüne stehen?

Hitler hat ihm die Schwester geraubt, er hat vor seinen Augen Juden und Polen ermordet. Er ist der Dämon, der ihn jede Nacht hochreißt. Aber Rubinstein hat ihn niemals wirklich gesehen, nicht in Berlin, damals, als sie noch alle über ihn gelacht haben, und auch nicht in Warschau. Aber er hat ihn oft studiert, später, in Filmaufnahmen, die Augen, die Bewegungen. Er hat die Kälte gespürt. Das Frösteln, das er manchmal wie ein Signal empfängt. Rubinstein hat dieses Signal auch in ganz anderen Momenten empfangen. Später, auf St. Pauli, als er einem Gast in die wäßrig blauen Augen sah. Und als er an einem Tisch hörte: »Euch hat man vergessen.« Rubinstein sagt: »Hitler war nicht alleine. Ich lebe in einem Mörderland.«

Er hat die Bilder von Hitler in Warschau im Fernsehen gesehen, in

einer Dokumentation über das Dritte Reich. Darauf hat er das Warschau nicht wiedererkannt, das in ihm bewahrt ist. In seinem Warschau paradieren keine stolzen Soldaten im Gleichschritt. Da taumeln endlose Reihen Besiegter durch die Stadt.

Hitler war am 5. Oktober nach Warschau gekommen, um die Siegesparade abzunehmen, für den persönlichen Triumph und die deutsche Wochenschau. Kameras fehlt der wichtigste Wahrnehmungssinn. Sie können nicht riechen. Über der Stadt lag noch der süßliche Leichengestank. Das Gedächtnis speichert Gerüche wie Bilder.

Unter der Ehrentribüne lag Sprengstoff. Das steht in den polnischen Geschichtsbüchern. Polnische Patrioten haben ihn beim Aufstellen der Holzpfosten vergraben. Er ist nicht explodiert, weil die Zeit nicht reichte, die Zündkabel zu legen.

Wenn Rubinstein im Leben nur einen einzigen Wunsch gehabt hätte! Er hätte alles Gold der Erde gegeben, und des Himmels auch, für einen Moment an der Seite des Führers. »Wenn ich wäre rangekommen, ganz nah, ich hätte die Bombe gehabt, ich wäre mit ihm gegangen hopsen.«

Überall in Warschau klebten kleine Zettel, auf Mauern und an Türen der Ruinen, auf Bretterzäunen. Menschen gingen tagelang von Papierschnipsel zu Papierschnipsel. Sie suchten nach Brüdern, Schwestern, Eltern und Freunden. Die meisten Papierschnipsel waren Vermißtenmeldungen.

Bald wurden auf den kleinen Zetteln Dinge beschrieben, die Menschen zu verkaufen hatten. Der Hunger hatte begonnen und mit ihm der Handel von Silberlöffeln und Leuchtern, dem Familienservice, der alten Miniatur und großen Gemälden.

Vor allem Akademiker verkauften, was schön und ihnen einmal teuer gewesen war. Die Armbanduhr, die goldene Uhr und die Standuhr. Schon im Morgengrauen bildeten sich lange Schlangen vor den Bäckereien, den ganzen Tag standen Menschen mit Eimern um die Wasserpumpen. Denn nur an wenigen Stellen hatte Warschau noch Wasser.

Die Deutschen plakatierten größer. Sie gaben Hinrichtungen bekannt, auf rotem Untergrund. Die Getöteten hatten Waffen besessen oder Sabotageakte begangen, wozu schon das Abreißen eines Plakates zählte. Die deutschen Standgerichte brauchten nur Sekunden für ein Todesurteil.

Jede Grünanlage war ein Friedhof für die Opfer der Bomben und Artilleriegeschosse, die die Wehrmacht auf die Zivilisten abgeladen hatte. Der Platz der drei Kreuze, am Ende der Nowy Swiat, stand jetzt voller Holzkreuze. Vor jedem war ein Hügel frisch aufgeworfener, schwarzer Erde.

Rubinstein erinnert sich wie jeder Warschauer an das Meer von Lichtern, die drei Wochen nach dem Einmarsch, zu Allerseelen, für die Toten brannten. Und auch an der Marszalkowska, Ecke Rosalinski, wo Ada mit ihrem Fuchsmantel um die Ecke gewedelt war, flakkerten die Grablichter. Sie zogen Buchstaben: »Den Helden zur Ehre«.

Zu Zerstörungen und Terror kam ein frostiger Winter. Und die Suche nach Papieren. Maria und Sylvin brauchten eine Meldebestätigung in Warschau und eine Bescheinigung über eine Beschäftigung, in der auch der Beruf angegeben war. Noch galten die alten polnischen Personalausweise, aber Rubinstein war kein günstiger Name in diesen Tagen.

Schnee fiel, der Frost kniff Rubinstein in die Wangen, die Nase brannte, wie in jedem Winter. Rubinstein streunte durch die Straßen. Er wärmte sich ein wenig an der Musik auf, die in den Kaffeehäusern jetzt wieder gespielt wurde, denn Kohle und Holz zum Heizen gab es nicht.

Dem Tänzer hatte die Musik gefehlt. Nicht, weil alle Radios abgegeben werden mußten. »Haufen von Radios haben gestanden auf der Straße.« Rubinstein fehlten die Orchester. Es gab kein Adria mehr. Die Bomben hatten es nicht getroffen, es war einfach geschlossen, wie alle Varietés und Theater. Der gute Moszkowicz hatte das nicht verkraftet, nicht den Krieg, nicht die Niederlage, nicht die Schließung. Den freundlichen Mann mit der Glatze und der Brille, der nur für seine Gäste gelebt hatte, hatte kein Schuß getroffen, kein Knüppelschlag verletzt, nur eine Verordnung. Er hatte sich hingelegt und war gestorben.

Mal saß Rubinstein im Mantel in einem Café in der Królewskastraße, das immer rammelvoll war, und hörte Geigenspiel. Er weiß nicht mehr, wo er damals überall hingegangen war. Vielleicht war er im Café Kunst und Mode, im Femina, wo bekannte Interpreten sangen. Überall eröffneten Künstler kleine Cafés oder servierten in ihnen oder saßen einfach dort, bei irgend etwas, das wie Kaffee aussah.

Auch im Esplanade in der Sienkiewiczstraße spielte wieder eine kleine Kapelle.

»Du weißt, wie ich bin, ich muß streunen herum.« Maria blieb viel in der Künstlerpension, sie las »Vom Winde verweht«. Das entführte sie in eine andere Welt, in einen anderen Krieg. Ihr Bruder stand mitten in diesem, der weiterging.

Die Deutschen hatten vom Tag des Einmarsches an immer neue Verordnungen über die Stadt verhängt, und fast jede endete mit den Worten »wird mit dem Tode bestraft«. Wieder so ein deutscher Satz, den jeder Warschauer auswendig konnte. Brot backen, Schlachten, zuviel Strom verbrauchen und Juden verstecken, auf alles stand die standrechtliche Erschießung. Ein Stakkato der Dekrete. Da so unübersehbar vieles verboten war und auch Menschen erschossen wurden, die sich an alle Erlässe hielten, verloren die Strafandrohungen für Geister wie den jungen Sylvin Rubinstein ihren Schrecken. »Mit dem Tode bestraft, mit dem Tode bestraft, das ganze Leben wurde mit dem Tode bestraft«, lacht Rubinstein. Jetzt ist es ein höhnisches Lachen. Es wurde ihm fast zum Spaß, die sich überschlagenden Anweisungen zu umgehen. Deutscher Ordnungssinn und polnischer Freigeist machten die Situation immer absurder. Alles, was illegal war, bedeutete eine neue Verdienstmöglichkeit.

Er mußte aufpassen. Ständig wurden Männer von den Deutschen zu Diensten herangezogen. Sie mußten die Trümmersteine von den Straßen räumen. Am liebsten nahmen die Deutschen Juden. Rubinstein sagt immer: »Die Deutschen«. Damals unterschied kein Pole und kein Jude zwischen Wehrmacht und SS.

Doch der junge Wehrmachtssoldat Udo von Alvensleben, der als Freiwilliger nach Polen gezogen war, notierte noch ein Jahr später in sein Kriegstagebuch: »Die ganze Stadt ist mit Ruinen durchsetzt. Obwohl kaum die Hälfte der Häuser bewohnbar ist, hat sich die ursprüngliche Bevölkerung von etwa 1 200 000 Menschen um 400 000 Flüchtlinge vermehrt. Angeblich werden die Hungernden aus 250 öffentlichen Küchen gespeist. Die 400 000 Juden, an weißen Armbinden mit dem Zionsstern kenntlich, sind für rechtlos erklärt.«

Der Soldat schlendert durch die Stadt, die für ihn einmal eine der schönsten Europas war, »im Zenit einer hohen künstlerischen Kultur, seit Johann Sobieski von allen Königen gepflegt«. Die Bestandsaufnahme des Kulturmenschen ist erschütternd: »Zerstört sind das

Königsschloß (Zamek), das große Theater, Polenbank und Finanzministerium (klassische Bauten Alexanders I.), die evangelische Kuppelkirche Stanislaw Poniatowski, das Palais Czapski, das Palais des Primas von Polen, die Universität. Das Palais Zamoyski, von August dem Starken einst für seine illegitime Tochter, Gräfin Orczelska, gebaut, ist verbrannt.«

Die Stadt bekam eine bizarre äußere Ordnung. Die Straßen waren gefegt, und die Zerstörungen wurden zur Kulisse.

Der deutsche Soldat Hans-Joachim Gerke aus Hannover hat diese Stadt fotografiert. Die Märkte, die vor den Ruinen entstehen, die alten Bauernwagen, die jetzt wieder statt der Autos fuhren, die alten Frauen mit den Wassereimern und den wie ein Kopftuch umgeworfenen Wolldecken, das Gedränge auf den Basaren, wo Ostern schon wieder riesige Blumengebinde verkauft werden. Denn Ostern ist der höchste Feiertag der Christen.

Juden mit ihren weißen Armbinden, ein kleiner Junge in einer Pelzmütze, der kleine Tütchen voller Irgendetwas verkauft.

Krüppel, Musiker in langen Trenchcoats und modischen Hüten, die vor dem Textilgeschäft Robert Krausze Geige spielen, Akkordeon und Säge, bettelnde Alte auf den Stufen der Heiligkreuzkirche, ein einbeiniger Junge, keine zehn Jahre alt, der Mundharmonika spielt.

Immer wieder ausgebrannte Steinhaufen, Stadtzerstörung aus der Vogelperspektive, aufgenommen vom sechzehnstöckigen Versicherungshaus, das mit einem leichten Treffer stehengeblieben war. Fotos wie eine anklagende Bestandsaufnahme.

Zigeunermädchen posieren vor seiner Leica. Der fünfundzwanzigjährige Wehrmachtssoldat fotografiert die endlosen Schlangen vor dem Postamt, deutsche Kameraden, die in ihren Wannen, wie die Warschauer die breiten Speyer-Transporter nannten, über den Theaterplatz fahren.

Unsichere junge Soldaten, die Gesichter jüdischer Fräuleins, bitter und schön, Wachposten mit Stahlhelmen, vor denen sich Menschen stauen, die im Park des Brühl Palais spazieren wollen, ein sportlich elegantes Mädchen, das mit einem Nietengürtel um die Felljacke ihre Figur betont und junges Selbstbewußtsein spazierenführt.

Der Soldat fotografiert Armut und Demütigung. Eine Passantin sieht an dem jungen polnischen Soldaten vorbei, Strandgut der ge-

schlagenen Armee, der in seinem langen Militärmantel vor dem Reiterdenkmal Jozef Poniatowskis bettelt, während sie ihm eilig, verschämt ein paar Münzen in die ausgestreckte Mütze wirft.

Gerke streift über den Kerceli-Basar, auf dem die Verkaufsbuden dicht an dicht stehen, wo es Fahrräder gibt und Reifen, und Schraubenschlüssel, Rohre und Eisen aller Art auf dem Pflaster ausgebreitet liegen. Wo auf dem einen Bordstein Kopftuchmütter Brot verkaufen, auf dem anderen Schirmmützenväter vor Flaschen mit Speiseöl hocken.

Die Warschauer, von denen jetzt viele ohne Arbeit waren, kauften auf den von Gerke fotografierten Märkten, was sie brauchten und verkauften, was sie hatten.

Auf Stühlen und Klapptischen stapeln die Menschen auf dem Platz des Eisernen Tores ihre Waren. Frauen, deren hohe Hacken verraten, daß sie früher nicht auf Märkten gestanden haben, stehen in ihren netten Kleidern und verkaufen Pelze. Auch Sylvin Rubinstein verkaufte Gold, das Maria und er für schwere Zeiten zurückgelegt hatten, wie sie es von ihrer Mutter gelernt hatten. »Ein Jude, der hat keinen Gold und keinen Schmuck, ist kein Jude«, sagt Rubinstein, »so haben gelernt alle jüdischen Kinder von den Eltern und von den Großeltern. Denn das Pogrom kommt. Es ist gekommen, immer wird kommen wieder, die Nazi marschieren schon, in der DDR, der ehemaligen.«

Der Junge, der einmal auf dem Markt von Brody Galoschen verkauft hatte, wußte sich auch auf dem Schwarzmarkt zu bewegen, der jetzt Warschau mit Lebensmitteln versorgte. Die Bäuerinnen und Bauern, die in die Stadt kamen, brauchten Zwischenhändler und Vermittler, denn der Handel mit schwarz geschlachtetem Fleisch und nicht angelieferten Kartoffeln konnte in einem Lager enden oder auch gleich an der nächsten Hauswand.

Die Preise stiegen schnell. Butter, die 1939 noch 2 Zloty und 70 Groschen gekostet hatte, kostete 1940 schon 20 Zloty und 1941 dann 30 Zloty. Speck stieg von 2 Zloty das Kilo bis 1941 auf 20. Doch die vielen kleinen Schwarzhändler behielten dennoch die Sympathie ihrer Kunden, die um das Risiko wußten und die Knappheit.

»Halina hat geholfen«, sagte Rubinstein. Sie hieß so wie seine erste Liebe und war eine junge Verkäuferin in der Bäckerei Lange. »Der Bäcker hat gebacken wunderbares Brot und Brötchen auch.«

Sie war aus Danzig, aber eine Polin, »und die hat sich für mich ein bißchen interessiert, das habe ich gemerkt. Aber sie wußte nicht, mit wem sie es hat zu tun.«

Rubinstein hielt sie am zarten Band der Sympathie und holte bei ihr jeden Tag drei, vier Brote und eine Tüte Brötchen. Die brachte er zu Freunden und zu einer älteren Jüdin. Die Pianistin schlug jedesmal die Hände zusammen. »Mein Gott, woher bekommst du das alles?«

Und er sagte: »Mein Gott, ich habe Beziehungen.«

Rubinstein sagt, er hatte damals »keinen Kopf für eine Liebesgeschichte«. Die Verkäuferin Halina lud ihn zu sich nach Hause ein, aber er fand eine Ausrede.

Auch später, als es das Getto gab und viele Juden sich außerhalb dieser Mauern in der Stadt versteckten, schenkte Halina Rubinstein Brot. Eine Tages fragte sie ihn: »Bringst du das Brot den Juden?«

Und Rubinstein sagte: »Ja.«

Von da an drückte Halina ihm abends noch mehr Brote in den Arm, gab ihm ganze Säcke mit, manchmal zwanzig und mehr Laibe Brot.

»Ich wollte ihr geben ein Kollier, Brillanten. Ich habe gesagt, vielleicht können sie es später gut verkaufen und reich werden für ihre Gütigkeit.« Aber Halina, die Verkäuferin, wollte es nicht nehmen. Er drückte es ihr in die Hand. Aber sie warf es vor ihm auf den Boden und gab ihm weiter Brote für die Juden.

Rubinstein wartete vor der St.-Alexander-Kirche am Platz der drei Kreuze, da stürmten die Deutschen aus allen Straßen: SS.

Der Erzähler springt auf, steht in der Mitte seiner Küche. Sie kommen rechts aus dem Korridor, Kssiazecstraße. Sie kommen aus dem kleinen Zimmer, in dem das Telefon steht, Nowy Swiat, von da, wo das Licht einfällt, Zurawiastraße. Der Tänzer ist schnell wie ein Gepard. Aber wohin soll er sprinten? Sie kommen von rechts der Kirche auf ihn zu, sie stehen links der Kirche. Lastwagen blockieren die Straßen. Überall sind Sperren, er ist umzingelt. Mit ihm viele andere.

Sie müssen die Hände heben. Dann werden sie auf einen Lastwagen getrieben. Ein alter Mann hat Mühe auf die Ladefläche zu klettern. Andere ziehen ihn hinauf, bevor ihn ein Gewehrkolben trifft.

Die Wucht der Träume hat die Feldsteine des Gedächtnisses verrückt. Die Alpdruck vermengt das Erlittene, die Zellen, die Gänge, alles verschmilzt zu einem. Zu oft hat es ihn aus dem Schlaf geris-

sen. Mühsam sortiert der alte Tänzer. »Ja, dieses Mal«, und beim Reden fällt Tageslicht in das Halbdunkel der Träume, »ach, das war harmlos.« Das war die erste Festnahme im Winter 1939. Sie waren als Geiseln festgehalten worden. Rubinstein glaubt, daß es war, als Generalgouverneur Frank, der sonst in Krakau residierte, nach Warschau gekommen war. Oder war es nicht Frank? War es ein anderer Funktionär aus dem Reich? Sie wurden in Arrest gesteckt, früher war es einmal ein Militärgefängnis gewesen, so hatten die Mitgefangenen gesagt, und eine Schneiderei für Uniformen, erinnert er sich, sei dort in dem Gebäude gewesen. Sie waren 16 Männer auf einer Zelle, im ersten Stock. Beim Appell stellte Rubinstein fest, daß er sich in erlauchter Gesellschaft befand. Zwei Grafen Roniker teilten mit ihm die Zelle. »Wir haben gewußt, wenn die Polen machen keine schmeures, und auch die Jidden nicht, dann können wir gehen.«

Bei der Festnahme hatte sich Rubinstein Porkowski genannt, das war der Name eines polnischen Schulkameraden gewesen. Einen Mitgefangenen, der als Jude identifiziert wurde, haben die SS-Männer aus der Zelle geholt und in ein Verlies geworfen, gleich gegenüber, wo es kein Fenster gab, und nur etwas Stroh. Später haben die Wachen auch Rubinstein aus der Zelle geholt und in das Loch mit dem Stroh geworfen.

Aber dann war wieder Appell, und er stand unter den anderen. Namen wurden aufgerufen. Auch: »Porkowski!« Aber Porkowski schien verschwunden. Noch einmal. »Porkowski!« Da stieß ihn ein Mitgefangener an, erinnert sich der Tänzer. »Hier!« schrie der Jude Rubinstein. Es war ein lebensgefährliches Zögern gewesen. »Ich habe gehabt ein Brett vor dem Kopf.«

Die Geiselhaft war kurz, nur Tage oder doch Wochen? Die tägliche Angst in den Straßen, die Festnahmen, die Märkte, die Entwicklung des Widerstandes. Alles hat sein Datum verloren. Es war alltäglich geworden. Und das Grauen, über das Rubinstein niemals Tagebuch geführt hat, schrumpft zusammen zu einem Erleben, in dem es keine Wochen mehr gibt, keine Monate, vielleicht noch Jahreszeiten, weil sie warm waren oder kalt. Die beiden ersten Jahre des Krieges sind heute ein Moment in einer Küche auf St. Pauli.

Maria und Sylvin fielen sich wieder in die Arme. Maria, die in der Pension in der Koszykowastraße ohne Nachricht auf ihren Bruder wartete, wäre vor Sorge beinahe gestorben.

»Das«, sagt Rubinstein, »das war alles harmlos. Was gekommen ist wenig später, das war grausam.«

Irgendwann sollte die Brotquelle versiegen. Die Familie Lange, der die Bäckerei gehörte, in der Halina arbeitete, mochte sich nicht auf ihre deutsche Abstammung besinnen und lehnte es ab, als Volksdeutsche auf die Liste der Kriegsgewinnler gesetzt zu werden. Eines Morgens war die ganze Familie nicht mehr da. Die Gestapo hatte sie in der Nacht abgeholt.

»Und dann. Auch das ich vergesse nicht, dieser Gang, da war so eine Bude, da hat deutsches Militär gestand, und alle haben einen Bogen gemacht, und Juden einen noch größeren Bogen.«

Vor dem Wachhäuschen stand ein alter Soldat auf Posten und rief den Passanten Rubinstein:

»Hey, Junge. Komm einmal her. Sprichst du deutsch?« Der Wachsoldat hatte kein böses Gesicht, und Rubinstein unterhielt sich mit ihm. »Und es war wie hundert Jahre Bekanntschaft.«

Da winkte er einen anderen Soldaten heran. Dem Tänzer fuhr der Schrecken in die Glieder. Doch der Kamerad trug eine weiße Bäkkermütze. Er hatte ein Brot unter dem Arm. Das gab er Rubinstein. »Morgen, da kommst du wieder«, befahl der Posten, »dann bekommst du noch eins.«

Rubinstein kam wieder, und der Posten hatte eine Ledertasche in seinem Wachhäuschen stehen. Darin hatte er Kaffee und Tee, und auch Zucker.

Der Soldat suchte einen Mantel aus Fohlen, für seine Frau zu Hause. Rubinstein klapperte jüdische Familien nach Fohlen ab. »Und ich habe ihm gebracht gleich drei Pelze. Und er war glücklich.«

Aus der kleinen Handelsbeziehung erwuchs mehr. Zuletzt war der Soldat sogar zum Kaffee eingeladen, bei der polnischen Familie Zalenska. Auch die Zalenskas sprachen ein wenig Deutsch. Der alte Soldat brachte wieder seine Ledertasche mit, voll mit all den Dingen, die so unerschwinglich geworden waren. Sie haben gegessen, getrunken und geredet. Und er sagte: »Was die hier machen mit den Juden, das ist furchtbar.« Er faßte Vertrauen zu den Zalenskas und erklärte: »Ich war immer Kommunist.« Er war der einzige Kommunist, den die Zalenskas jemals mochten.

Es war einer dieser Tage des Handelns und Herumstreifens, da spazierte sie plötzlich die Hozastraße daher, mit ihrem olivenen Ge-

sicht: Martha. Sie hatte sich bei einem breiten Ledermantel eingehakt, sie winkte aufgeregt und rief: »Sylvin, Sylvin.« Rubinsteins Auge fing den Mantel auf und den Hut, dessen Krempe nach hinten in den Nacken fiel. Mehr brauchte er gar nicht von ihrem Begleiter zu sehen: Gestapo! Er zitterte. Es war nicht die Angst, es war das Beben eines Verliebten. Das jedenfalls überkommt ihn wieder, wenn er manchmal nachts an Martha denkt, und ihr Haar glänzt wie eine Kastanie, wenn sie ein Kind in den Händen reibt.

Da winkte sie nun auf der anderen Straßenseite, dort wo das Hollywood-Kino war. Die Hozastraße ist Rubinsteins Revier, hier sind seine Cafés, hier stehen seine Schieber. Gerade hier nun spazierte sie neben diesem Ledermantelmann.

Sylvin hätte leicht wegrennen können. Aber er ging auf Martha zu, wie gefangen. Sie strahlte. Sein Herz raste. »Das ist er«, stellte sie Rubinstein ihrem Begleiter vor, »der hat mich aus der Zelle geholt.« Über das Gesicht ihres Kavaliers legte sich Freundlichkeit, und er fragte Sylvin Rubinstein, ob er sie nicht ein paar Schritte begleiten wollte. Er ging mit ihnen, an einem unsichtbaren Strick. Martha hakte sich bei dem Ledermantel aus. Jetzt schritten sie alle drei nebeneinander über das Trottoir. Die Passanten machten einen Bogen um sie.

Als der Deutsche Rubinstein dann fragte, ob sie nicht in Kontakt bleiben wollten, weil er nach aufgeschlossenen Menschen suche, die sich in der neuen Zeit neuen Aufgaben stellen und in Polen wieder Ordnung bringen wollten, da faßte sich Sylvin Rubinstein wieder. Er verabschiedete sich, ganz einfach, ganz freundlich und ganz eilig.

Als er davonging, da hörte er noch, wie der Deutsche lachte. Es war ein freundliches Lachen. Aber es hat ihn verletzt, wie kein böses ihn hätte verletzen können. Rubinstein hatte so oft an das Mädchen gedacht, für das er seine Schwester tagelang allein gelassen hatte und das plötzlich verschwunden war. Er hatte Angst um sie gehabt und so sehr gewünscht, sie wiederzusehen. Jetzt hatte er sie wiedergetroffen. »Da hatte ich gerettet eine deutsche Agentin«, sagt Rubinstein. In den Zügen des alten Tänzers liegt Freundlichkeit, die nicht paßt zu seiner Wut und zu der bis heute ungestillten Rache. »Manchmal denke ich, kann man sie nicht finden?«

XII

Rubinstein richtet sich auf. Er wickelt sich in ein Tuch. Dann zieht er eine weiße Emailleschüssel aus dem Geschirregal neben dem Herd, setzt sich, die Schüssel auf seinen Knien. Er betastet den Kessel auf dem Herd, er ist warm. Das Wasser ist immer warm. Er nimmt den Kessel, schüttet das warme Wasser in die Emailleschüssel, wirft ein Stück Seife hinein.

Zugegeben, es waren Taschenspielerfinger. Flinke Hände, die zuschnappten. Dann lag eine Uhr darin, ein Ring, ein Kollier. Nur festhalten konnten sie nichts.

»Das ist kein Wunder, daß ich die Mark nie gehalten und immer weggegeben habe für Arme. Ich kenne viel Leute hier, die sind in Not. Gott gerechtiger, ich habe das Herz meiner Mama.«

So steckt er der jungen Frau in der Nachbarschaft etwas zu, die ein Kind hat und keinen Mann. Sala aus Brody hatte auch keinen Vater für die Kinder. Er gibt etwas der Familie, die so viele Kinder hat und geflohen ist aus Kurdistan. Dann kommen wieder andere, wie Jutta, die Nachbarin, die eine bessere Wohnung gefunden hat, und geben ihm etwas, damit er selbst über den Monat kommt.

Rubinstein könnte etwas versetzen, von all dem, was er gesammelt hat, aber er kann nichts verkaufen, weil die Zeiten schlechter werden könnten, viel schlechter. Sie sind immer wieder bitter geworden in diesem Leben.

Jetzt baden die Hände in der angeschlagenen Emailleschüssel. Das Wasser ist mild, seifig, angenehm. Diese knotigen Finger strichen einmal über Seide und Musselin. Und sie töteten.

»Ich bin so weich, zu allem bin ich gut, aber wenn kommt Gefahr, ich bin hart wie eine Mauer.«

Da sitzt dieser Gast in der Bar, er war häufiger gekommen, und er prahlt: »Ich war Nationalsozialist, und ich werde immer Nationalsozialist sein.« Rubinstein steht in der Küche, als wolle er sich auf ihn stürzen. Der Gast sagt: »Wir haben noch gar nicht genug vergast.«

Die altgewordene Hand greift ein Glas vom Küchentisch. »So!« Rubinstein hält es wie einen Schlagstock, »hat der Agent genommen die Flasche. Der andere Gast. Ich hatte ihn vorher angerufen. Ein Agent für Israel.« Er schielt zum Spülbecken, als wolle er jemandem Zeichen geben, der dort irgendwo steht im Dunkel einer Bar. »Dann

er hat genommen die Flasche, gehauen auf den Tisch, daß sie splittert, und dann gestochen die Flasche ins Gesicht.«

Nur die, die damals dabei waren, als sie den Blutenden auf die Straße stießen, wissen, ob der andere, der Fremde, der Agent aus Israel nicht in demselben Körper steckte, der jetzt wieder bebend auf der Chaiselongue sitzt.

»Da muß man den Menschen die klare Wahrheit ins Gesicht lügen.« Der alte Mann bebt noch immer. »Und dann holt man sich die Wiedergutmachung aus der Tasche.«

Sylvin Rubinstein hatte sich als Verfolgter registrieren lassen, damals in der Friedrichstraße in Berlin, nach dem Krieg. Er hatte auch einen schriftlichen Antrag auf Wiedergutmachung gestellt beim Entschädigungsamt am Fehrbelliner Platz. »Ich wollte nicht die Moneten, ich wollte, daß sie zugeben, was sie haben mir getan, gemordet mein Schwesterchen.« Er hat nie einen Antwortbrief erhalten. Die Finger, die jetzt in der Seife ruhen, haben Wiedergutmachung aus tausend Taschen bezogen. Dolores, Dolorita, jetzt nannten sie alle Donna.

Wenn Donna jetzt durch die Tischreihen ging, blitzte unter dem Kleid ein perlenbesticktes Dessous. Die Gäste an den Tischen schrien und rissen an den Perlen. »Und ich habe gesagt, das unter die Perlen kostet 300 Mark, da können Sie sehen meine Scham. Und ich habe gezeigt die Eier.«

Rubinstein nimmt die Hände aus der Schüssel, trocknet sie ab, öffnet die kleine Kommode, auf der ein Käfig steht mit dem Kanarienvogel. Er hat den Perlenschlüpfer aufbewahrt, holt ihn heraus und schwingt ihn wie eine Fahne. In den Augen leuchtet Triumph.

»Das Geld ist geflossen wie Wasser und ist genauso davon«, sagt Rubinstein. Denn Donna hatte 17 Katzen zu ernähren und noch mehr streunende Menschen. Verarmte Künstler waren in Donnas Wohnung in der Detlev-Bremer-Straße untergekrochen, ein heimatloser Landser, eine abgetakelte Tänzerin. »Ich habe ernährt alle, das ist mein Reichtum. Ich habe nicht vergessen, daß ich hab Gold gehabt und hab kein Brot. Und nur für Brillanten kannst du schlafen bei den Bauern.«

Später hat Rubinstein mit einem katholischen Priester darüber gesprochen. Der wollte den Juden taufen. Doch der Jude sagte: »Herr Pfarrer, da wollen Sie mich taufen. Aber wie ich zur Welt gekommen, da hat der liebe Gott schon Beschlagnahme genommen von mir und hat gesagt, ich muß sein wie ich bin.«

Er mochte den Pfarrer und fragte: »Wenn jemand Geld hat und will nichts geben, und andere sind arm. Darf man stehlen?« Und der katholische Geistliche, der die Armut kannte, dort wo das Rotlicht Schatten wirft, antwortete: »Ja, dann darf man stehlen.« Von da an war er für Donna ein heiliger Mann.

Die gute Frau Kaiser, ein Engel für die Armen auf St. Pauli, schickte entlassene Strafgefangene für ein, zwei Nächte in Donnas Quartier. Sie bekamen eine Jacke oder ein Trinkgeld, immer gerade das, was ein unaufmerksamer Gast in der Bar zurückließ. Strandgut von überall trieb in der Detlev-Bremer-Straße 24 an. Irgendwann hatte die gute Frau Kaiser den Falschen aufgenommen. Als er morgens aus dem Haus ging, war sie tot.

Mittags gab es Suppe bei Donna, alte Huren kamen und blutjunge Stricher, glücklose Zuhälter, Wachtmeister und arme Musiker aus dem Star-Club. Das war, als Tony Sheridan ein Star war und die Beatles eine neue Frisur probierten. Im Sommer saßen sie im Hof, Gitarren lagen auf den langen Bänken. Donna hatte ein Podest aufgebaut und unterrichtete darauf junge Tänzerinnen.

Dann war es bald mit der Idylle vorbei. Unter einem Vorwand wurde Donna auf das Polizeirevier bestellt. Bei der Rückkehr war das Haus eingerissen, Möbel und Kleider lagen unter dem Schutt. Donna hatte sich lange gegen den Abriß des Hauses gewehrt. Die Katzen streunten jetzt wieder durch die Nachbarschaft und auch die Obdachlosen.

Donna hatte ein neues Zuhause auf St. Pauli gefunden. Und bald war es wieder Notquartier.

»Die Menschen kommen an mich wie die Hornissen. Russen, Rumänen, Bulgaren.« Einmal hat Donna die gesamte Besatzung eines russischen Frachters aus dem Tabu mit in die Wohnung genommen. Sie lagerten kreuz und quer auf dem Boden, sie kochten Suppen und warteten, bis Donna mit den Beamten in der Ausländerbehörde im Bieberhaus gesprochen hatte und sie alle politisches Asyl bekamen. Das war lange vor der Gorbatschow-Zeit, in der Breschnew-Zeit.

Bulgaren fühlt sich Donna besonders verpflichtet: »Der Zar von Bulgarien hat gesagt, wer bulgarische Erde betritt, ist ein Bulgare.« Das war in der Hitler-Zeit. Das hatte vielen Juden Hoffnung gegeben, die nicht wußten, wohin sie gehen sollten, damals in Galizien.

Menschen aus Sri Lanka lebten bei Donna, Chilenen, die nach der Ermordung des sozialistischen Präsidenten Allende vor General Pinochets Militärbanden geflohen waren. Donna hat sie an die Grenze gebracht, gleich hinter Lübeck. Die DDR hat die Chilenen aufgenommen. Flüchtlinge aus Timor verkrochen sich vor dem indonesischen Terror in der kleinen Wohnung auf St. Pauli. Der Putschist und Okkupant Suharto war damals zu Gast auf dem Petersberg in Bonn. Er war ein Freund der Bundesrepublik. Donnas Freunde waren seine Opfer.

Viele Kostgänger hatte Rubinstein in der Ausländerbehörde getroffen. 22 Jahre lang half er als Dolmetscher aus. Dann ging Rubinstein nicht mehr in die Ausländerbehörde, weil die Geldbündel, die Neuankömmlinge den Beamten unter dem Schreibtisch durchreichten, ihn wütend machten. »In der Sandale schieben die Banditen das Geld. Paß, Stempel, fertig. Und die armen Menschen kommen nicht rein.«

Erst Jahre später sollten die Bestechungen auffliegen. Die Beamten wurden überführt, verurteilt oder umgesetzt.

Einmal hat Rubinstein jemanden versteckt, nach dem die Polizei fahndete, weil er mit der RAF sympathisierte, oder mit den Revolutionären Zellen, irgendeinen Studentenkram, über den Rubinstein immer den Kopf schüttelte. Aber Franz, der Name genügte, ist auch damals auf der Flucht gewesen. Rubinstein war auch auf der Flucht gewesen, früher, als Hanns-Martin Schleyer noch ein SS-Mann war. Dafür, daß die Terroristen seinen Fahrer ermordet haben, hat Rubinstein sie gehaßt. Franz aber war ein freundlicher Kerl.

Ein Polizeikommando durchsuchte die Wohnung. Franz saß in der Kiste hinter der Chaiselongue. Als die Polizisten abgezogen waren, war er ganz naß, das Hemd, die Hose, alles klebte an seinem Körper. Franz bebte. Rubinstein zog den Korken aus der Flasche mit dem Hennessy, die so lange unberührt gestanden hatte. Jetzt konnte auch Rubinstein einen Kognak vertragen.

Franz ist dann nach Italien gegangen. Zwei Frauen haben ihn abgeholt. Sie nannten sich Genossinnen. Auf russisch heißt das »Towarischtsch«. Auch dieses Wort hat Rubinstein immer gehaßt.

Die Rumänen, die zu Donna kamen, waren Zigeuner. Rubinstein sagt niemals Roma, er sagt: »Du weißt, wie die Zigeuner sind.«

Und deshalb mag Rubinstein sie, die rumänischen Zigeuner mit

einer Leidenschaft bis auf das Messer und flinken Fingern, die spanischen mit ihrer hohen Kunst des Flamenco, die soliden Sinti. Auf dem Friedhof in Altona sind die Grabmäler mit schwerem Marmor versiegelt, Fotos in die Steine eingelassen. Jedes ist ein Königsgrab. Soviel Lebensmühe gibt der Zigeuner in die Verehrung Gottes und der Toten. Rubinstein steht manchmal vor den Marmorplatten. Er hat viele der hier Bestatteten gekannt.

Mancher von ihnen kam, um Rat zu holen bei Donna. Ein Roma sollte ins Gefängnis. Rubinstein schickte die Frau zu einem befreundeten Arzt, damit er ihr ein Attest ausstellte, daß sie ins Krankenhaus und der Mann auf die Kinder aufpassen müsse. Der Arzt untersuchte sie und diagnostizierte wirklich eine Krebsgeschwulst. Sie wurde operiert und gerettet. »Und der Anwalt hat die Sache so wunderbar gedreht, daß der Mann hat bekommen eine Geldstrafe, beschissene dreihundert Mark.«

Rumänische Zigeuner brachten jeden Tag neue Dinge mit, die Donna sich niemals näher ansah. Dann gingen sie wieder. Ein Elternpaar ließ drei Kinder bei Donna, es wollte sich über Mexiko in die USA schleichen, um dort Dollars zu stehlen. Die Kinder waren frech, und der alte Rubinstein erzählte ihnen gruselige Geschichten. Da gehorchten sie. Die Eltern haben sie nach ein paar Wochen wieder abgeholt. Sie hatten viele Dollars mitgebracht aus Amerika.

Donna kennt die Dynastien und die Zweige der Großfamilien in ganz Europa, hat Freunde bei den Karwei und in russischen Sippen wie den Fodorowitsch.

Am nächsten stehen Donna noch immer die polnischen Zigeuner. Sie erinnern ihn an Warschau, und in seinem Herzen spielen Zigeunergeigen.

Zigeuner musizierten auf der Straße, damals in Warschau. Sie hatten ein Podest gebaut. Maria und Sylvin spazierten vorbei. Und der Bajazzo, der immer in dem Tänzer steckte, sprang auf die Bühne und tanzte Flamenco. Die polnischen Zigeuner kennen keinen Flamenco. Aber sie wollten den Tänzer nicht wieder ziehen lassen. Maria und Sylvin lachten und tranken mit ihnen, und dann türmten sie vor dem gebratenen Schwein. Die Erzählungen des alten Mannes sind Operetten, von falschen Baronen und Grafen und höfischem Leben in Zigeunersiedlungen. Ein würdiger Zigeunerkönig hatte eine Krone in den Pelz genäht, die hatte nur sechs Zacken. Und der Sohn des Für-

sten Dodorow sagte: »Eure Majestät, eine richtige Krone hat neun Zacken.« Das Lachen seiner Majestät hob den Schnurrbart, und aus dem Mund blinkten viele goldene Kronen. Aber das war später gewesen, in Hamburg.

Eine Zigeunerin kommt ihm immer wieder in den Sinn. Sie schwebt aus Lemberg zu ihm herein. Es war vor der Hitler-Zeit, die Tanzstars gastierten wieder im Bristol, Maria hellte im Hotel ihr Haar auf, und Rubinstein schlenderte durch einen Park. Da winkte ihn die Zigeunerin zu einer Bank. Aus ihren Zöpfen blinkten Goldmünzen, eingeflochten in roten Bändern in ihrem blauschwarzen Haar, das gar nicht passen wollte zu den Furchen in ihrem Gesicht. Er sieht, es sind freundliche Furchen, Spuren der Freude. »Und sie will nicht einen Groschen, sieht mich an und sagt mir: Du bist ein Mischling. Du hast Juden im Blut und Christen im Blut.« Und er setzt sich zu ihr. Sie reden. Und die Zigeunerin sagt: »Es kommt ein großes Unglück, für die Juden und für die Zigeuner. Ein Unglück für Polen und für die ganze Welt. Du wirst in großer Gefahr stehen, aber du wirst viele Freunde haben und alles überleben. Und am Ende wirst du reich sein und allein.«

Rubinstein steht auf von der Chaiselongue, schiebt den Kessel, der wieder dampft, an den Rand der Platte und setzt sich. Das Kaninchen hockt wieder auf den Knien, und die alte Hand gleitet sanft über das Fell. »Ich weiß nicht, was war es für eine Zigeunerin. Alles hat zugetroffen bei mir. Ich überlebe die Wehrmacht, ich überlebe die Krankheit, alles überlebe ich. Nur der Reichtum, den sie hat versprochen, ist nicht gekommen.«

Gekommen ist die Einsamkeit.

XIII

Wenn Rubinstein die Augen schließt und die Millionenstadt auf die Leinwand des Gedächtnisses ruft, ist es Frühling, Frühling im Jahre 1940, und er sieht Fahrradrikschas, die fußmüde Warschauer durch das Gedränge auf den Straßen karren. Selbstgeschraubte Pedalmobile, aber auch bequeme Serienfahrzeuge, mit Gummisitzen, ledernen Armlehnen und den Taxometern aus den Taxis, die es nicht mehr gab,

weil die Deutschen alle Autos konfisziert hatten. Rote Straßenbahnen rollen über die reparierten Schienen, in ihnen ist Gedränge und Geschiebe, auf den Trittbrettern kleben die jungen Männer.

Straßenbahn fahren war nicht teuer, 20 Groschen, oft bezahlte keiner im ganzen Waggon. Die Bahn war auch Versammlungsort, an dem Nachrichten umgingen, die man in keiner Lautsprecheransage hörte. Die Polen waren dort unter sich, und an jeder Haltestelle stieg ein neuer Witz über die Schwaben zu.

Aber mit der Straßenbahn zu fahren, war auch gefährlich. Plötzlich umzingelten SS-Trupps die roten Raupen und kontrollierten alle Verdächtigen und verhafteten willkürlich junge Männer von der Straße weg. Eine Erfahrung, die sich für Rubinstein jeden Moment wiederholen konnte.

Die Fahrer waren meist auf der Hut und verringerten das Tempo, damit die jungen Kerle von den Trittbrettern springen und in den Straßen verschwinden konnten, wenn sich deutsche Uniformen in der Nähe der Schienen konzentrierten.

Juden hatten in besonders gekennzeichnete Wagen zu steigen. Rubinstein verzichtete auf die Fahrt in der Sonderklasse. Später, als sie in das Getto gesperrt wurden, fuhren in den Linien 15, 28 und 29 nur noch Juden. Die Nummernschilder waren gelb, später bekamen auch die Bahnen einen blauen »Judenstern«.

Es gibt Momente, da kann der alte Tänzer lachen, dann ist die Verachtung stärker als der Haß. Und er genießt auch Augenblicke der Verbundenheit, zwischen den Juden, zwischen den Polen, manchmal, seltener, sehr selten, aber manchmal eben doch auch die zwischen Juden und Polen. Dann wird ganz Warschau zu einem Widerstandsnest, durch das die rote Bahn fährt voller Patrioten. Sie tragen Schaftstiefel über den Reithosen, wie sie damals die jungen Widerstandskämpfer gerne ihren Mädchen vorführten. Heute liegen Bilder von den mutigen und modischen Halbstarken in den Fotoarchiven, niedergestreckt in einem Graben bei irgendeiner Geiselerschießung. Auch Rubinstein trug später diese Stiefel und einen weißen Rollkragenpullover.

Rubinstein, den Politik früher eher am Rande interessierte, hatte mit dem Bund sympathisiert. Das waren jüdische Sozialisten, die sich der Aguda, in der sich die religiösen Juden versammelten, entgegenstellten. Das genügte ihm. Jetzt gehörte der Tänzer mit den langen Fingern zum Untergrund.

Es sind die bizarren Begegnungen, die sich so genau ins Gedächtnis des alten Mannes eingebrannt haben: Er steht auf dem Feld, nicht weit von einer Scheune. Sie ist ein Versteck. Sie warten in der Scheune schon auf ihn, die Agenten, die sich dort verborgen halten. Er soll sie nach Warschau hineinbringen.

Aber er kann nicht zur Scheune. Da liegt der Tote am Weg, in einem Graben, nein, es ist nur eine Kuhle. Ein Deutscher, merkwürdig verdreht. Er hat ein junges Gesicht.

Rubinstein hat einen Sack dabei, darin ist ein stumpfes, rostiges Messer. »Figine, nur figine«, beginnt Rubinstein zu erzählen, also alles Tarnung, auch der Sack, den er über die Schulter geworfen trägt. In der Nähe der Scheune ist ein Kohlfeld, längst abgeerntet.

Rubinstein ist bei dem Toten stehengeblieben. »Ich muß sagen, ehrlich, er hat mir auch getan leid, so ein schönes Gesicht. Ich weiß nicht, wer hat ihn erschossen, die Polen oder die Deutschen.«

Rubinstein nimmt das Messer aus dem Sack, geht an den Feldrand, schneidet Blumen ab und legt sie über den Toten. Er dreht sich um, und plötzlich stehen zwei Deutsche hinter ihm, »diese, die haben getragen die Bleche auf der Brust«, daneben ein Dolmetscher. Und die sagen zum Dolmetscher: »Frag ihn, warum er das getan hat?«

Der Dolmetscher fragt, und Rubinstein antwortet auf polnisch: »Ach bitte, verzeihen Sie mir, aber der Mann tut mir leid. Sehen Sie die Fliegen in seinem Gesicht. Da habe ich es zugedeckt mit diesen Blumen.«

Der Dolmetscher übersetzt, und einer der Deutschen sagt: »Das muß ein guter Pole sein. Er sieht ganz intelligent aus. Und so sauber.«

War es das bißchen Mitgefühl mit einem toten Soldaten, das der Deutsche von einem Polen nicht erwartet hatte? Der Dolmetscher fragt noch, was ihn in diese Gegend treibe, und Rubinstein antwortet, man habe ihm gesagt, man könne Kohl finden auf dem abgeernteten Feld. Er kann gehen, streunt über den Acker, sammelt ein paar Kohlblätter, findet ein paar verfaulte Tomaten. Es liegt nicht mehr viel auf dem Acker, welkes, fauliges Blattzeug. Es taugt kaum noch zur Tarnung. Rubinstein stopft es in den Sack. Als er zurückgeht, wieder an dem Graben vorbei mit dem toten Soldaten, stehen wieder die Deutschen mit dem Blech neben ihm.

Der Übersetzer nimmt Rubinsteins Sack. Und er sieht das verdor-

bene Kraut, das der Acker dem letzten, der hier noch erntete, gelassen hat. Was Rubinstein denn damit wolle?

Die Männer sehen sich an. Jetzt scheint ihnen der junge Mann, der stehengeblieben ist vor dem Leichnam des Deutschen und der Blumen über ihn gelegt hat, leid zu tun. Sie bitten Rubinstein in ein Haus, ganz in der Nähe.

Eine Falle? Jetzt nur nicht beben vor Angst! Sie bieten ihm einen Platz an und einen Tee. Und er kann beides nicht abschlagen. Der Deutsche fragt, und es ist keine Konversation, es ist ein Verhör, und der Dolmetscher, ein Volksdeutscher, übersetzt. Rubinstein schwitzt und sagt ja und nein, und weiß nicht mehr, was er sagt. Er glaubt sich verloren.

Da ist die Unterhaltung beendet, der Tee kalt, und sie stellen ihm einen Passierschein aus, mit einem Hakenkreuzstempel darauf. »Daß ich von keiner Wehrmacht mehr belästigt werde«, erinnert sich Rubinstein. Und sie geben ihm noch einem Zettel mit einer Adresse darauf. Und er verspricht, daß er sich dort melden wird, und er heuchelt Freundschaft und Seligkeit. Und dann ist er wirklich glücklich, denn er kann gehen, leben. Die Deutschen waren nicht von der Gestapo. Das Blech trug die Feldgendarmerie der Wehrmacht.

Die beiden Männer in der Scheune hat Rubinstein an diesem Tag nicht mehr abgeholt. Den Passierschein hat er einem anderen Juden gegeben. Er hatte ein unauffälliges Gesicht, so wie Rubinstein. Rubinstein wollte das Papier nicht behalten. Den Zettel mit der Adresse hat er angespuckt. Auf dem Rückweg hat er ihn zusammengeknüllt und in die Weichsel geworfen. »Sonst die anderen hätten noch geglaubt, ich laufe doppelt.«

Im Untergrund arbeiteten Polen, aber auch Juden, die später, nach der Einrichtung des Gettos, versuchten, die Menschen dort zu unterstützen. Flüchtlinge aus dem Getto wurden versteckt. Jüdische Kinder bei polnischen Familien aufgenommen. Kuriere gingen durch die geheimen Schlupflöcher der Gettomauer. Kriminelle, die versuchten, sich an der jüdischen Not zu bereichern, wurden zusammengeschlagen. In Rubinsteins Kopf ist keine Organisation und kein Parteiname mehr gespeichert. Vielleicht hat es die auch nie gegeben.

Erst zwei Jahre später, mit dem Beginn der Deportationen im Sommer 1942, schloß sich aus mehreren einzelnen Gruppen der Rat für jüdische Hilfe unter dem Decknamen »Komitee Konrad Zegota« zu-

sammen, deren Aktivitäten sich über ganz Polen erstreckten. Eine der Initiatoren war die konservative Schriftstellerin Zofia Kossak, deren Ansichten und Werke früher deutlich antisemitische Züge trugen. Ausgerechnet aus ihrem Umfeld entstand eine Organisation, die den Juden half. Und obwohl gerade im polnischen Klerus der Antisemitismus fest verwurzelt war und die Aktivisten von Kirchenvertretern heftig angegriffen wurden, traten die jungen Unterstützer von Zofia Kossak im Namen des Katholizismus für die verfolgten Juden ein, verschafften ihnen Unterschlupf in den Klöstern und falsche Taufscheine. Einer ihrer prominenten Mitglieder war der Vertreter der »Front der Wiedergeburt Polens«, Wladyslaw Bartoszewski, der 1995 polnischer Außenminister wurde.

An die nächtliche Ausgangssperre, die zuerst um sieben Uhr abends, dann um acht, zuletzt um neun Uhr abends begann, schienen sich vor allem die Deutschen zu halten. Morgens lagen immer wieder Tote auf der Straße, die nachts von deutschen Patrouillen erschossen worden waren. Aber in den Seitenstraßen konnten sich Mutige unsichtbar bewegen.

Auch am Tage mußte Sylvin Rubinstein immer auf die Straße, während seine Schwester sich in Romane verkroch. Bald sollte jeden Tag irgendwo ein neues Café öffnen, Kellner und Inhaber waren oft Künstlerkollegen. Wenn ein Unbekannter in die Tür trat, verstummten die Gespräche. Denn in den Cafés wurden nicht nur die greulichsten Untaten der Deutschen ausführlich geschildert. Bei dünner Suppe oder einem Tee schlugen die noch zarten Pflanzen des Widerstands feste Wurzeln. Unter den Tischen wurden die Bulletins der verschiedenen Organisationen weitergereicht. Historiker schätzen die Zahl der Widerstandsgruppen zu dem Zeitpunkt auf gut zweihundert. Die Untergrundpresse bot ein breites Spektrum von Monarchisten bis Anarchosyndikalisten, die einen wollten ein Großpolen bis zum Schwarzen Meer, die anderen den Kommunismus. Jan Karski, ein Kurier des Widerstandes, der die Untergrundpresse zeitweise auswertete, fand darunter, wie er später seinem Biografen erklärte, viele wertlose Polemiken und noch viel mehr antisemitische Hetzschriften.

Die Repräsentanten der Regierung, die in den Kriegstagen, als Rubinstein vor seinem leeren Schließfach stand, abgereist waren, hatten Rumänien erreicht. Und wurden dort interniert. Der König von

Rumänien verstand sich als alter Hohenzoller und schlug sich auf die deutsche Seite.

So richteten sich die Hoffnungen auf die polnischen Oppositionspolitiker wie den General Wladyslaw Sikorski, die in Angers eine Exilregierung gebildet hatten und von Frankreich, England und anderen Staaten als Vertretung Polens anerkannt wurden. Über den britischen Sender BBC waren die Polen über ihre neue Regierung informiert. Boten wurden hin- und hergeschickt. Aus den vielen Gruppen formierte sich ein gut organisierter Untergrund.

So wie die Feuerwehr und Teile der Verwaltung existierte auch polnische Polizei weiter, in ihren blauen Uniformen und bewaffnet.

XIV

Der Herr ist in einem guten Lodenmantel zur Reeperbahn gekommen. Eva sagt: »Er kommt häufiger, und er zahlt gut.« Er hat einen Jägerhut getragen und eine große Ledertasche. Eva war eine Lehrerin, so streng. Rubinstein sagt: »Sie war die größte Hure in der Herbertstraße.«

Der Lodenmantel will nicht gesehen werden in der alten Gasse von St. Pauli, die verstellt ist von einem Tor, durch das nur Männer gehen dürfen. In den Fenstern sitzen junge Frauen auf Hockern wie Barbie-Puppen, die aufreizend sind in ihren Dessous und lockend. An ihnen vorbei, in einem kleinen Seitenhof, sind weitere Fenster. Und Damen sitzen dort, die eng geschnürt sind und sehr dominant.

Evas Freier ist so ein seriöser Freier. Er ist bei der Regierung in Hannover, soviel hat Eva verraten. Er möchte nicht gesehen werden in der Herbertstraße. Eva, die Domina, hat Rubinstein die Wohnung abgeschmeichelt, nur für ein, zwei Schäferstündchen, und Rubinstein hat den Herrn hereingebeten. Das war, als man Donna schon die Gräfin nannte auf St. Pauli.

Der Herr von der Regierung und die Lehrerin haben keinen Tee gewollt, sie haben sich gleich zurückgezogen. Die Gräfin hat in der Küche den Tee allein getrunken. Dann ist Eva aus dem Zimmer gekommen, aus Angst um ihre manikürten Finger. »Der Draht ist so scharf«, hat sie gesagt, »bitte komm, du mußt ihm den Draht enger ziehen.«

»Was für ein Draht?«

Die Gräfin stürzt in das Zimmer.

Eingeschnürt in einem Stacheldraht liegt ein nacktes Menschenpaket auf einem Gummilaken, das gerade noch ein Herr war, der schüchtern im Türrahmen stand.

Die Gräfin stößt einen Schrei aus. Rubinstein riecht wieder den scharfen Urin. Und er liegt wieder im Pissoir des Warschauer Gefängnisses. Der Wangenknochen quetscht auf dem Stein, der Stiefel drückt in den Nacken wie eine Schraubzwinge. Die Todesangst ist da, diese panische Angst vor dem Knacks. Dann ist es vorbei, wenn es knackst, wird der Körper liegenbleiben in Harn und Blut. Der Mensch sieht sehr klar, wenn er im Pissoir liegt, mit dem Wangenknochen auf dem Stein. Der Stiefel tritt ihm ins Kreuz, in die Nieren. Kolikartige Schmerzen bringen Rubinstein fast zur Besinnungslosigkeit. »Ich habe gesehen seine Augen, ich habe gepißt und geschissen, denn ich habe gesehen die Gier.« Blut läuft warm über das Gesicht, schmiert über den Zement, läuft in die Pinkelrinne.

Das Blut schmiert über den Gummi. Der Mann stöhnt. Die Gräfin schreit: »Eva! Herrgott, Eva! Nein, das darfst du nicht!«

Und Eva sagt: »Er ist ein guter Freier, komm, Gräfin, hilf mir.«

Und Rubinstein erscheint das andere Gesicht wieder, wie ein großer Mond stand es damals über ihm, und das Mondgesicht sah ihn mitleidig an und hielt den Kameraden am Ärmel und sagte: »Laß ihn, er hat genug!«

Und die Gräfin packt dieses Bündel, das blutet auf dem Gummilaken, und greift in den Draht und wickelt Evas Freier aus. Rubinstein schreit den Herrn an. Und das Bündel onaniert.

Sie wurden über den Hof getrieben, dann in einen Keller gepfercht, 48 in einer Zelle. Dicht gedrängt standen sie Tag und Nacht. Das war in Warschau im Winter 39/40.

Sylvin Rubinstein war wieder einmal von der Bäckerei Lange gekommen, »da habe ich gehabt 20 Brötchen und 12 Brote«. Er schlenderte schon in der Posnanskastraße, es waren nur noch wenige Schritte bis zu Maria, die in der Koszykowastraße wartete. Da kamen die Deutschen aus der Hofeinfahrt: SS. Sie hatten schon andere Gefangene gemacht. Die standen in dem Hof, umstellt von Soldaten. Alle hatten Todesangst. Rubinstein wurde dazugestoßen. »Da habe

ich noch schnell verteilt die Brötchen, und alle Polen haben gefressen schnell die Brötchen.«

Wieder kam ein Lastwagen, und sie fuhren wieder zu demselben Gefängnis, in dem er schon einmal gesessen hatte. Das ehemalige Militärgefängnis mit einer Schneiderei für Uniformen darin in der Gesiastraße.

Es war kein Platz zum Liegen in der Zelle, keiner zum Hocken. Wer zusammensackte, konnte nicht fallen, er blieb zwischen den anderen Leibern stecken. Der Wunsch zusammenzusinken, einfach hinzuschlagen, wurde mächtiger und übermächtig und blieb doch unerfüllbar. Sie preßten sich noch enger zusammen, damit sie wenigstens abwechselnd sitzen konnten, die alten Männer etwas länger. Die Beine wurden dick und schwer wie Elefantenfüße. So schliefen die Männer, Kopf auf Schulter, aneinandergequetscht. Irgendwann gewann der Schlaf. Er siegte, über die Enge, über den Schmerz, er nahm den Gequälten den Körper ab, trennte alle Verbindungen. Für einen Moment ließ er die Gefangenen davonschweben, zu ihren Familien, zu ihren Heldentaten und Kinderspielen, zu ihrer ersten Verabredung, zu einem wunderbaren Tanzabend. Er erhob sie über alles, war Erlösung. »Da«, sagt Rubinstein, »kann auch der Tod werden dein bester Freund.«

Der Frost riß Rubinstein immer wieder wach. Reihum wurde jeder einmal an das Kellerfenster gedrückt. Die Scheiben waren herausgesplittert. Die Kälte flutete durch die Gitterstäbe, sie kroch durch die Kleidung in die Muskeln und Knochen, gefror die Glieder zu taubem Eis, durch die kein Blutstrom mehr ging.

Die Schikane allein befreite für einen Moment von den Schmerzen der Starre. Die Gefangenen wurden auf den Hof getrieben, sie mußten laufen, hüpfen. Deutsche Militärkommandos: »Hinwerfen!« Sie warfen sich in den Schnee und auf den hartkalten Stein. Dann: »Hüpfen!« Sie mußten hopsen wie die Frösche. »Laufschritt marsch!« Die jungen Kerle von der SS amüsierten sich, wenn die Schwachen unter den Gefangenen nicht wieder hochkamen aus der Hocke, in der die Gelenke sich festfraßen. Dann teilten die Deutschen Hiebe aus. Sie hielten sich den Bauch vor Lachen.

Für den Tänzer, dessen Leben Bewegung war, wurde dieser Moment der Schikane eine wunderbare Entladung, Laufen, Springen, die Schikane war ein Geschenk.

Dann war da der Raum mit den heißen Platten, sie gehörten zur Heizanlage der Räume, in denen es sich die SS bequem gemacht hatte. Die Gefangenen mußten barfuß über die Platten laufen, und die Fußsohlen schlugen Blasen, die brannten und die sich entzündeten und weiter schmerzten.

Einziger Besitz im Kerker war eine Blechbüchse. Sie pinkelten hinein, und sie schissen hinein. Nur einmal, frühmorgens, ging die Zellentür auf, und sie wurden zu einer Toilette getrieben. Aber sie waren zu viele, und die Deutschen gaben ihnen keine Zeit, sie konnten gerade eben ihre Büchse leeren. Dann tranken sie daraus das, was die Wachen Kaffee nannten, aber nur braune Flüssigkeit war. Dazu bekamen sie noch ein Stück Brot. Mehr bekamen die Gefangenen nicht.

Der Geruch von erkaltetem Angstschweiß und Exkrementen biß in den Nasen. Sie waren dreckig, manche vom Blut verkrustet. »Wenn man einpfercht Menschen wie Schweine, sie stinken wie Schweine.« Ein Junge jammerte leise, er war vielleicht 18. Ein Stiefeltritt hatte ihm den Kiefer gebrochen.

Nachts hört der alte Rubinstein in seiner Wohnung auf St. Pauli noch immer die Schritte des SS-Mannes. Die Schreie aus den anderen Zellen kündigen ihn an. Dann steigt das Klacken auf aus dem Dunkel der Träume: Stiefel auf Stein, Nagelstiefel. Schließgeräusche. Das Quietschen einer schweren Tür in den Angeln, es ist ganz nah. Stimmen, Schreie. Eine Tür fällt zurück ins Schloß. Wieder Stiefelschritte. Auch damals waren sie immer nachts gekommen.

Leises Klirren, Schlüssel, die aneinanderschlagen. Die Stiefel kommen näher, sie stehen vor der Zelle. Die Gefangenen zwängen sich noch dichter. Die Tür schwingt langsam auf. Die Stiefel treten ein. Am Uniformkragen das Runenzeichen der SS. Der Deutsche trägt Glacéhandschuhe. Die weißgekleidete Hand hält einen großen Schlüsselbund, schüttelt ihn wie einen Schellenring. Dann eisige Stille.

Die Gefangenen drängen sich noch enger zusammen. Der SS-Mann winkt einen Gefangenen heran: »Vortreten.« Dann: »Schuhe aus.« Es ist ein junger Gefangener, er zieht die Schuhe aus, dann die Socken. Alle wissen, was kommt. »Fuß herzeigen!« Der Gefangene steht auf einem Bein, hebt den Fuß. Der Offizier streicht ihm mit dem Finger zwischen die Zehen. Dann schnüffelt er an seinem Hand-

schuh, verzieht angeekelt das Gesicht und schlägt dem Gefangenen mit dem schweren Schlüsselbund auf die Zehennägel, bis das Blut herunterrinnt. »Ich soll sterben für die Wahrheit. Solch perverse Sau, ich habe gepißt auf die Füße, daß sie sind sauber«, sagt Rubinstein. Zuletzt hatte es ihm nichts mehr genützt. Wieder ging die Tür auf. »Immer nachts ist er gekommen.« Der Finger fuhr durch Rubinsteins Zehen. Dann schlug der SS-Mann ihm auf den Zehennagel, bis das Blut darunter hervorquoll.

Abends zieht Rubinstein seine Socken aus, dann stellt er den rechten Fuß auf den Rand des Aschkastens, öffnet die Herdklappe, und gelbe Wärme fällt aus dem Herdfeuer auf die Zehen. Die Haut ist dünn geworden, der Fuß zeigt kleine blaue Äderchen, die alte Menschenfüße überziehen. Die Füße sind nicht jung geblieben. Rubinstein nimmt eine Tube, die in dem kleinen Körbchen auf dem Tisch steht, und reibt den Zeh ein, der wild verwachsen ist, da, wo der Nagel war.

Da fällt Rubinstein dieser Pole ein, ein breiter Kerl, er war aus Danzig. Der Deutsche schlug ihn mit einem Stock. Er rührte sich nicht, verzog nicht das Gesicht. Er zuckte nicht einmal. »Ich dachte: Ist der pervers?«

Der Deutsche schlägt und schlägt. Der Kerl steht wie ein Denkmal. Als alles vorbei ist und die Schritte des Schlägers verhallt sind, spricht Rubinstein den Mann an. »Und er sagt, ich solle fassen seine Muskeln. Sie waren wie Marmor, so hart.«

Manchmal macht der alte Mann Andeutungen. Dann wird er unpräzise, und es packt ihn ein nervöses Flattern. Das Reiben der Faust in der Schale der anderen Hand, das Ziehen an den Fingern sprechen weiter, wo die Worte versagen.

So ist es, wenn er von dem Jungen redet, der wimmernd auf ein wenig Stroh liegt. Und er sagt, der SS-Mann sei über den Jungen hergefallen. Er hätte das »deutscher Feiertag« genannt. Rubinstein wiederholt es: »Jetzt feiern wir den deutschen Feiertag!« Der SS-Mann hätte es laut gerufen. »Deutscher Feiertag.« Alle hätten es gehört. Dann hätte er den Junge mitgenommen, der, dem sie den Kiefer gebrochen hatten. Rubinstein weiß, der Junge hätte sich bücken müssen, nackt. Dann wogt der Zorn in ihm und brandet gegen den Zuhörer mit jedem Wort, das Bilder wachruft aus den Nächten in der Zelle, die sich jetzt überschlagen wie Sturmwellen. Dann spricht er wieder

von dem Festtag, den sich der Deutsche bereitete. Und dann schweigt er, als sei alle Erinnerung plötzlich in dem Orkan seiner Wut versunken.

Manchmal, in einem ganz anderen Moment, wenn ihn das Alter plagt, der Verschleiß und der Nagel am Fuß, dann klagt Rubinstein auch über seinen Kiefer, der einmal gebrochen war.

Wie lange er in dem Keller war, er weiß es nicht, drei Monate vielleicht, oder nur ein paar Wochen?

Der Gefangene wurde in eine Halle gebracht, es mußte früher ein Baderaum gewesen sein, es stand noch eine Wanne an der Seite. Er mußte sich ausziehen, und Rubinstein dankte jetzt seiner Mutter, die nicht in die Synagoge gegangen war, die Distanz zu den gläubigen Juden gewahrt und den Sohn nicht hatte beschneiden lassen.

Sylvin Rubinstein ging in die dritte Position, wie es Tänzer tun. Dann legte er zehn Ballettschuljahre, die ungezählten Rohrstockkorrekturen der großen Litwinowa und noch einmal so viele Jahre Tanzerfahrung in die wenigen Schritte, die er jetzt vor dem Offizier auf und ab stolzierte. Eine Drehung, Stand. Kein Graf Roniker hätte so aristokratisch durch den Raum schreiten können wie der nackte Sylvin Rubinstein.

Der Offizier fragte, woher er käme. Ein Helfer übersetzte, Rubinstein weiß nicht, war er Ukrainer oder Volksdeutscher. Rubinstein sagte, er komme aus der Ukraine. Und der Übersetzer sagte: »Er ist ein Jude aus der Ukraine.« Jetzt sagte Rubinstein es in gewähltem Deutsch: »Entschuldigen Sie bitte, ich bin sehr erschrocken. Ich habe noch nie so nackt vor jemandem gestanden. Ich schäme mich ein wenig. Mein Vater ist Priester aus der Ukraine, auch meine Mutter ist Ukrainerin.«

Wo er Deutsch gelernt habe, wollte der Offizier wissen.

»Meine Mutter hat es so gewollt«, erklärte Rubinstein, »sie hat gesagt, den Deutschen werde gehören die Zukunft.« Rubinstein spürte die Mißgunst des Übersetzers. »Da arbeitet dieser Kapo auf mich link.« Der Übersetzer forderte ihn auf, sich zu bekreuzigen. Da schlug Rubinstein das Kreuz, wie es die Orthodoxen tun, und er dankte seinen Freunden aus der Kindheit, daß sie ihn mitgenommen hatten über die Felder hinter Brody, den Bahndamm entlang, dorthin, wo die Kanone stand und die Kirche war, in der die Gläubigen das Kreuz über der Brust schlugen.

Der Offizier, der die ganze Zeit ein Paar Militärhandschuhe in der Hand gehalten hatte, ließ sie plötzlich fallen. Der Übersetzer bückte sich nach den Handschuhen. Der Deutsche sah Rubinstein in die Augen und legte den Finger auf die Lippen. »Da habe ich geschnappt Luft«, sagt Rubinstein. Er weiß nicht, ob der Offizier ihm auch nur ein Wort geglaubt hat. Aber er wußte jetzt, »er war nicht mein Feind«, und er würde aus diesem Verlies lebend wieder herauskommen. »Und es war so. Ich war ein hübscher Junge. Da muß er sich wiewo in mich verliebt haben.« Rubinstein kam frei.

Rubinstein hätte den Herren aus Hannover fast geschlagen, mit dem Knüppel, den er in seiner Wohnung in St. Pauli hatte. Der Freier tupfte das Blut von der Haut, zog sein Feinripp darüber, durch das neues Blut zu dunklen Flecken sickerte. Dann verdeckten das gestärkte Hemd, Krawatte, Jackett und Hose die Spuren der Lust. Er packte die Gummilaken und den Draht zurück in die Tasche, warf den Loden über und ging. »Eva hat kassiert 2500 Mark.«

Der Herr hat wieder an der Tür geklingelt und immer wieder. Dann hat er vor der Schwelle gelegen, gejammert und gebettelt. Zuletzt hat Rubinstein den Knüppel genommen.

Rubinstein hat viel Leiden gesehen, das Lust war, auf St. Pauli. Das war in den sechziger Jahren, als der Sado-Masochismus noch nicht zum Abendprogramm des Privatfernsehens gehörte und sich die Genießer verpönter Lustbarkeiten durch die Bars schlichen.

»Donna, Donna.« Domenica war am Telefon. »Ich bin ganz allein im Puff. Ich habe Angst so alleine.« Domenica hatte oft angerufen und hat die Gräfin bestürmt.

Ein Herr kommt, er zieht sich um und ist ein englisches Hausmädchen mit einer weißen Schürze. Er wäscht Töpfe, Tassen, putzt Domenicas Schuhe und auch die der Gräfin.

Und dann legte Domenica dem Kunden eine Kette um den Hals und zieht ihn nach oben. Dort legt sie ihn auf einen Bock, zieht ihm das Röckchen herunter und gibt ihm 150 Schläge auf das nackte Fleisch. Die Gräfin ruft: »Domenica, das ist ein KZ-Bock.« Und Domenica hängt den Freier an ein Kreuz. Sie läßt ihn hängen, zwei Stunden lang. Und er zittert. Sie spuckt ihm in den Mund, und er spritzt ab. »Domenica«, sagt die Gräfin, »beim besten Willen, du sollst mich nicht mehr anrufen, ich komme nicht mehr her.«

Rubinstein ist nie in einem Konzentrationslager gewesen. Aber

nachts erscheinen ihm die Gaskammern. Und die Toten, die sich aneinander festhalten, weil sie aus einer Familie sind, oder Freunde. Weil sie sich lieben.

Rubinstein hat die Bilder von den Brillen gesehen, diese Halden von Augengläsern, die Menschen trugen, um die Thora zu lesen und die Zeitung.

Einmal ist Rubinstein nach Bergen-Belsen gefahren, dort, wo das Konzentrationslager war und Zehntausende, und nochmals Zehntausende, und Zehntausende und Zehntausende und Zehntausende Leichen, zusammengeschoben von Bulldozern, unter großen Gräberhügeln liegen. Ein Bekannter hatte ihn mit dem Auto in die Heide gefahren. Auf dem Fußweg zur Gedenkstätte jaulte ein Hund, ein verlassenes Tier, an einen Baum gebunden. Rubinstein hat sich des Hundes erbarmt und ihn mitgenommen nach Hamburg. So ist Rubinstein an diesem Tag nicht mehr zu den Gräbern gegangen und auch später nicht. Er sagt: »Ich konnte nicht.«

Gitta hat vom Konzentrationslager erzählt. Das war, als Dolores schon Donna genannt wurde und im Roxi tanzte, wo sich »Fummeltanten« unter die leichten Mädchen mischten, die sich so nennen, weil der Fummel sie zur Frau macht.

Gitta hatte die Toten zu den Öfen getragen, das war, als Gitta noch Erwin hieß. Seine Schwester und er waren auch ein Tanzpaar gewesen, sie hatten gesteppt. Erwin war im Stadtcasino in einem Abendkleid aufgetreten, als die Nazis ausmerzten, was nicht zur Ideologie ihres gesunden Volkskörpers paßte. Die Polizei hat den Tänzer von der Bühne weg verhaftet und in ein Konzentrationslager gebracht. Erwin trug einen rosa Winkel am Sträflingsanzug. Das Leichenschleppen, erzählte Erwin, brachte eine Scheibe Brot am Tag mehr. Eine Scheibe mehr konnte in Buchenwald über Leben und Tod entscheiden. Morgens, wenn Donna im Fürsten zur Nacht aß, saß Gitta am Daddelautomaten.

Manchmal kamen Leute ins Roxi, die Streit suchten, weil sie glaubten, daß sie mit ihrer Nazi-Moral schon wieder obenauf waren. Sie haben immer den kürzeren gezogen. Gitta hat sich nie mehr etwas gefallen lassen, und Donna sowieso nicht.

Dabei schien es, als könne Gitta alles ertragen. Auch die Freier. Er sagte immer: »Weißt du, ich habe vieles gesehen.« Donna sagte ihm: »Gitta, du darfst deinen Körper nicht geben.« Aber Erwin war viel

mehr geraubt worden. Gitta setzte sich auf die Freier und hielt sich ein Taschentuch unter die Nase. Es sollte sie schützen.

Erwin kannte furchtbare Gerüche. Diese Wohnung, die keiner wollte, weil ein großer Fleck auf dem Teppich war, weil ein Toter lange darin gelegen hatte, Erwin nahm sie. Er wußte, so riecht Verwesung. Peggy, die damals dabei war, sagte: »Gitta, wie kannst du!« Aber Gitta sagte: »Peggy, Peggy, ich habe so viele Tote gesehen.«

Später hat Gitta in derselben Wohnung gelegen. Nicht so lange, weil es Peggy gab, die an der Tür klopfte. Erwin hat sich das Leben genommen. Rubinstein sagt, er habe immer wieder die Leichen gesehen, die er zum Ofen brachte. So hat eine Scheibe Brot mehr am Tag wieder über Leben und Tod entschieden.

Erwins Schwester hat Rubinstein seine Papiere gebracht und ein Foto. Sie sagte: »Weil ihr euch doch immer so gut verstanden habt.«

XV

Auf den Warschauer Bühnen hob sich wieder der Vorhang. In der Chlodnastraße, jener lebendigen Verkehrsader, in der die Hufe der Zugpferde auf das Kopfsteinpflaster schlugen, die Räder rumpelten und Straßenbahnen bimmelten, und die bald schon wie ein Fallbeil das Getto durchschneiden sollte, präsentierte das Varietétheater Komet die Revue »Frühlingszauber«. Die Tänzerin Barbara Bittnerówna trat auf einer Revuebühne im Kinosaal des Hollywood in der Hozastraße auf, das bald Blauer Schmetterling heißen sollte. Dann spielte die »Komedia« in der Kredytowastraße deutsche, ungarische und österreichische Farcen.

Die Deutschen wollten die leichte Unterhaltung wiedererwecken. So gab es Theater für Deutsche und auch für Polen, oder es gab im selben Theater Vorstellungen für Deutsche oder Polen. Das Adria spielte nur noch für Deutsche.

Maria und Sylvin Rubinstein sind nicht wieder aufgetreten. Keiner von den Kollegen, die mit ihnen in der kleinen Artistenpension gewohnt hatten, lebte noch da. Von den jüdischen Freunden waren einige nach Osten in den sowjetisch besetzten Teil Polens geflohen, weil sie an den Sozialismus glaubten oder nur, weil sie ahnten, daß

die Deutschen sich als noch bestialischer erweisen würden, als sie sich jetzt schon benahmen. Auch Brody lag in dem von den Sowjets eroberten Teil Galiziens, die Mutter war da, auch Sala und die Kinder.

Jeden Tag beratschlagten Sylvin und Maria darüber, wie sie nach Brody kämen. Sie planten Reiserouten, standen schon am Fahrkartenschalter. Sie hatten keine Papiere, dann hörten sie wieder, daß viele erschossen worden waren, die versucht hatten, über die grüne Grenze zu schleichen. Warum sollten sie die anderen nach Warschau holen? Für Juden schien es sicherer dort in Brody bei den Kommunisten.

Die Nachrichten mußten widersprüchlich bleiben. Die jüdische Bourgeoisie wurde enteignet, die jüdischen Händler in den Ruin getrieben, jüdische Handwerker gefördert und in Kollektiven zusammengeschlossen. Nicht wenige von ihnen lebten unter dem neuen Herrn des Gebietes, Nikita Chruschtschow, besser als unter den polnischen Regenten. Der völkerverbindende Kommunismus versprach ihnen Schutz vor dem Antisemitismus.

Der Terror des NKWD traf vor allem Polen.

Beamte und Intellektuelle wurden erschossen, gefoltert oder nach Sibirien deportiert, aber auch einfache »Kulaken«, wie es in Sowjetterminologie hieß. Ukrainer flüchteten in die von den Deutschen eroberten Gebiete, Juden aus den deutschen in die russischen, wohlhabende Juden wiederum aus dem russisch besetzten ins westliche Galizien zu den deutschen Besatzern.

Bald durften Juden im russisch besetzten Galizien Positionen im öffentlichen Dienst einnehmen, die ihnen unter den Polen verschlossen gewesen waren. Jüdische Ärzte konnten in den Krankenhäusern in Lemberg jetzt auch höhere Stellen besetzen. Jüngere Juden begeisterten sich für die Idee des Kommunismus.

Das sollte ein Jahr später, als die Wehrmacht zu Beginn des Unternehmens Barbarossa in das östliche Galizien einfiel, als Vorwand für neue Pogrome dienen. Ukrainischer Mob rächte an den unschuldigen Juden die Greueltaten der sowjetischen Geheimpolizei NKWD und erschlug sie in den Straßen und Höfen.

Mit den deutschen Truppen waren auch die ukrainischen Nationalisten eingezogen, die so wunderbar sangen, daß man ihre Truppe »Legion Nachtigall« nannte. Und die so grausam mordeten.

Den Geschwistern gelang es nicht, im ersten Kriegsjahr nach Brody zu reisen. Vor allem Sylvin Rubinstein zog ein wachsendes Gespinst von Untergrundgruppen in den Bann.

Mit dem Frühling hatte das Leben in Warschau eine befremdende Normalität angenommen. Drei Minuten von ihrer Wohnung, in der breit angelegten Aleje Ujazdowski, in der jetzt das deutsche Straßenschild Lindenallee hing, reihten sich die Menschen auf den Parkbänken aneinander, um die ersten warmen Sonnenstrahlen zu fangen. Wie Perlenketten zogen sich helle Sommermäntel und bunte Kleider die Allee entlang. Im kleinen Lindenpark warfen Kinder Steinchen ins Wasser, Straßenfotografen fingen den Augenblick in großen Kamerakästen ein und hielten ihn gegen ein paar Groschen für das Familienalbum fest. Künstler stellten ihre Gemälde aus. Man trug die Garderobe vom Vorjahr, der Alltag in Warschau ging wieder in Zivil. Nur die deutschen Uniformen, die sich gelegentlich zwischen die Spaziergänger mischten, störten das Trugbild vom Frieden. Und die weißen Armbinden, die jetzt viele der Passanten über den Ärmel gezogen trugen.

Doch das dichte Beieinander auf den Parkbänken hatte auch eine andere Ursache. Den weit auslaufenden Lazienki-Park am Ende der Allee hatten sich jetzt die deutschen Eroberer vorbehalten. Das Tor im hohen Gitterzaun war für Polen geschlossen.

Hinter der Fassade der Normalität vollzogen sich Veränderungen, deren grausames Finale keiner der Spaziergänger in der Ujazdowski-Allee ahnte, obwohl es schon so nahe war.

Schon im selben Sommer sollte es den Juden verboten sein, Parkanlagen zu betreten oder auf Bänken zu sitzen. Es war nur eine weitere Verordnung in dem Stakkato immer neuer Schikanen.

Am 30. 11. 1939 hatte der Distriktchef Ludwig Fischer in Anlehnung an eine frühere Verordnung des Generalgouverneurs eine eigene Anordnung über die »Kennzeichnung« der jüdischen Bevölkerung im Distrikt Warschau plakatieren lassen. Vom 1. 12. 1939 an war jeder, der einmal der jüdischen Gemeinde angehört hatte bzw. ihr zum damaligen Zeitpunkt angehörte, oder dessen Mutter oder Vater ihr angehört hatte oder angehörte, verpflichtet, am rechten Arm eine weiße Binde mit dem blauen Davidsstern zu tragen. Von dieser Pflicht waren lediglich Kinder unter 12 Jahren befreit.

Gleichzeitig mit dieser Verordnung wurde eine Anordnung über

die Kennzeichnung der jüdischen Geschäfte und am 18. 12. 1939 eine Anordnung über die Pflicht zur Anmeldung jüdischen Vermögens erlassen. Am 26. 1. 1940 wurde den Juden die Benutzung der Bahn verboten, und am 27. 2. 1940 verbot man die Beschäftigung von Juden im Gaststättengewerbe. Im März 1940 wurden als Folge eines Rundschreibens des deutschen Innungskommissars in Warschauer Cafés, Restaurants und Imbißstuben Schilder angebracht, die Juden den Zutritt untersagten. Am 8. 10. 1940 wurde über Lautsprecher eine Verordnung bekanntgegeben, daß Juden bei Begegnungen mit Deutschen in Uniform diese zu grüßen, ihnen auf deutlich erkennbare Art und Weise Platz zu machen und auf Aufforderung den Gehsteig zu verlassen haben.

Allein die Grußpflicht wurde später wieder zurückgenommen, weil sie die Soldaten verwirrte und mancher Deutsche sie als Anmaßung empfand.

Die jüdischen Droschkenkutscher mußten für immer ihre Pferde ausspannen, dann wurden die Juden gezwungen, die Tabakkioske abzugeben, die jüdischen Ärzte durften keine Polen mehr behandeln, Deutsche sowieso nicht. Keiner konnte sich mehr von einem jüdischen Rechtsanwalt vertreten lassen. Jüdische Sorgen waren ohnehin vor keinem Gericht mehr von Belang. Es gab unterschiedliche Lebensmittelkarten für Juden und Polen. Auch in den christlichen Krankenhäusern durften keine Juden mehr liegen. Juden durften nicht in die Cafés. Maria und Sylvin hielten sich nicht daran. »Diese Armbinde, Lente hieß das, da habe ich mir und meinem Schwesterchen gemacht Kautschuk daran. So konnte man die Binde ziehen rauf und runter.«

Auch das Beschäftigungsverbot in den Kabaretts traf die Zwillinge nicht. Sie hatten seit Kriegsbeginn kein Engagement mehr. »Später haben sie befohlen große Sterne, diese Lappen, gelbe, die man mußte aufnähen vorne und hinten, da habe ich nichts aufgenäht. Und mein Schwesterlein auch nicht. Da habe ich gesagt: Kiech mir am Tuches.« Sollten sie ihn doch am Arsch lecken.

Als für die polnischen Künstler eine Registrierungskarte eingeführt wurde, die ab Herbst 1940 für alle Tänzer, Schauspieler, Musiker und Sänger Voraussetzung für ein Engagement war, galt für die Zwillinge längst eine andere Verfügung. Sie mußten umziehen in den neu geschaffenen jüdischen Bezirk. Polen, die dort gewohnt hatten,

wurden in andere Stadtteile umquartiert. Juden aus ganz Warschau, dann aus der Umgebung, dann aus irgendwo in Polen, bald aus Hannover, Berlin und überall, wurden ins Getto verschleppt, das zuerst jüdischer Wohnbezirk hieß und dann Seuchensperrgebiet.

Von April bis August 1940 war eine hohe Mauer errichtet worden. Im Oktober wurden innerhalb weniger Wochen über 150 000 Menschen aus ihren Wohnungen vertrieben. Mitte November schlossen sich die Mauern.

SS und Polizeieinheiten stöberten Juden auf, die sich versteckt hatten. Die nationalsozialistische Verwaltung konfiszierte 4000 jüdische Geschäfte und etwa 600 Handwerksbetriebe in dem jetzt arische Seite genannten Teil Warschaus.

Am Abend des 15. November 1940 stand der junge Musiker Wladyslaw Szpilman am äußersten Ende der Sienna-, unweit der Zelaznastraße. »Es nieselte, aber es war noch ungewöhnlich warm für diese Jahreszeit«, schrieb Szpilman 1945 in seinem Buch »Das wunderbare Überleben«, das erst jetzt in deutscher Sprache erschienen ist, »die dunklen Straßen wimmelten von Gestalten mit weißen Armbinden. Alle waren aufgeregt und rannten fieberhaft hin und her wie Tiere im Käfig, die noch nicht eingewöhnt sind. Entlang der Häuserwände, auf Bergen von allmählich durchnässenden, vom Straßenkot beschmutzten Betten lamentierten Frauen und schrien verängstigte Kinder. Das waren die jüdischen Familien, die man im letzten Augenblick hinter die Gettomauern geworfen hatte und die ohne jede Hoffnung auf irgendeinen Fleck zum Wohnen waren. In einem früher schon übervölkerten Stadtteil, der trotzdem kaum mehr als hunderttausend faßte, mußte jetzt eine halbe Million Menschen unterkommen. In der dunklen Straßenperspektive erhellten Scheinwerfer das aus frischem Holz gezimmerte Gitter: Das war das Gettotor, hinter dem die Freien lebten, die uneingesperrt und auf genügend Raum verteilt in demselben Warschau wohnten. Und dieses Tor durfte vom heutigen Tage an kein Jude mehr durchschreiten.«

Es müssen diese letzten Ankömmlinge gewesen sein, mit denen Maria und Sylvin Rubinstein ein Treppenhaus als Behausung teilten.

Rubinstein ist ein Tänzer, dessen Sprache die Bewegung, ein Künstler, dessen Erzählrahmen eine Bühne ist und dessen Adressat immer auch Publikum. Wenn Rubinstein vom Getto spricht, entstehen diese Szenen neu, beginnen die Menschen wieder zu leben, das

Gedränge in den Straßen, die überfüllten Notlager in den Treppenhäusern, Hunger, Krankheit, Todesangst.

Die Siennastraße tut sich wieder auf. Das war einmal eine gute jüdische Adresse gewesen in Warschau, eine langgezogene Straße mit vierstöckigen, komfortablen Bürgerhäusern, die in die große Marszalkowskastraße mündete. An der Ecke Sienna- und Zielnastraße hatten auf der nördlichen Straßenseite nach den Bombenangriffen ausgebrannte Fassaden gestanden, die Menschen waren über Ziegel- und Steinhalden geklettert. Jetzt waren Straße und Gehweg geräumt und geputzt, und über beide zog sich die Mauer. Nur unten am Rinnstein war ein dreieckiges Loch geblieben, so hoch wie der Bordstein, damit das Regenwasser abfließen konnte.

Maria und Sylvin sitzen auf den Treppenstufen Hausnummer 31. Hier lebten entfernte Verwandte, die nicht Rubinstein, aber Rubstein hießen. Maria und Sylvin haben nur einen kleinen Koffer dabei. Menschen kommen die Stufen herauf, sie kommen von der Straße, Alte darunter, verschüchterte Kinder. Sie sind naß vom Regen. Sie schleppen Betten, sie klopfen an den Türen, aber alle Wohnungen sind schon voller Menschen, die vor ihnen gekommen sind. Auch die Wohnung der Rubsteins. Das Ehepaar hat nur noch einen Raum für sich behalten. Und Sylvin und Maria bleibt nur noch dieser Platz im Treppenhaus.

Die Rubsteins gehörten zu den modernen Juden, wie die meisten in dieser Straße, auch sie waren aus Rußland gekommen, vornehme schöne Menschen, solche, wie sie mit seiner Mutter verkehrten. Maria und Sylvin waren früher oft bei den Rubsteins gewesen. Das Ehepaar führte einen Salon, in dem russische Immigranten heftig über das Zarenreich und den Sozialismus diskutierten, über Trotzki und Stalin. Man sprach ein gepflegtes Polnisch. Und wenn der Tänzer einmal jiddisch sprach, hob der alte Rubstein ermahnend den Finger, wie es früher seine Mutter getan hatte. »Sylvin, wenn du kommst, dann jiddel nicht.«

Nun gab es keinen Unterschied mehr zwischen orthodoxen Juden und den säkularisierten, die dort früher zu aufregenden Abenden angenehmer Konversation zusammengekommen waren.

»Wir hatten nicht einmal mitgenommen eine Decke. Drei, vier Hemden angezogen, vier Unterhosen. Aber keine Decke. Wir mußten gehen schnell, schnell.«

Ob sie mit einer Pension gerechnet hatten oder mit einem Platz auf dem Sofa der Rubsteins? »Mit was wir konnten rechnen?« sagt der Tänzer. Jedenfalls nicht mit dieser Treppe, auf der es jeden Tag enger wurde. Federkissen und Möbel, Töpfe und Pfannen, die Familien aus anderen Stadtteilen mit in das Getto gebracht hatten, aller Hausrat stapelte sich auf den Stufen, Kinder spielten und weinten. Alte kauerten am Geländer. »Drei Tage später haben wir schon gehabt die Läuse krabbeln.«

Die Zwillinge hatten mit der Siennastraße noch ein Treppenhaus auf der Sonnenseite dieser ummauerten Todeszelle für Hunderttausende Menschen bezogen. Die Siennastraße befand sich im kleinen Getto. Die Häuser waren groß. In dem gutbürgerlichen Quartier hatten auch Christen gewohnt, die jetzt umgesetzt worden waren.

Im großen Getto, das durch eine Verkehrsader des übrigen Warschau vom kleinen getrennt war, dort in den engeren Gassen, wo schon immer die Besitzlosen lebten, glänzte aus den tief eingefallenen Augenhöhlen der Armen schon der Hunger, als in den Cafés noch Sahnetorten serviert wurden. Auch im Getto, in diesem grausamen Getto entstanden neue Bühnen. Das zerbombte Scala in der Dzielnastraße, das in Warschau kein Varieté war, sondern ein Theater, war wiederhergerichtet worden. Es hieß jetzt Eldorado und führte jiddisch-amerikanische Operetten auf, Variationen vom Aschenputtel, das mal einen Prinzen heiratete, mal einen Filmproduzenten und ein anderes Mal mit einem schönen Zigeuner durchbrannte. Aber das waren keine Theater für ein Flamencopaar.

Auf den Straßen arbeitete sich der rastlose Tänzer jeden Tag durch dichtes Menschengewühl, denn vollgestopft wie die Wohnungen und Treppenhäuser waren auch die Straßen. Noch schob sich eine elektrische Bahn durch den jüdischen Wohnbezirk, die später durch eine Pferdebahn ersetzt werden sollte, Rikschas zogen die neuen Getto-Reichen durch das Gedränge. Immer war Sylvin auf der Hut. Plötzlich war ein Café versperrt, eine Gasse. Die Deutschen machten Razzien. Sie griffen sich am liebsten die, die gut gekleidet waren oder jung. Dann mußten sie für die Deutschen arbeiten oder ein Lösegeld bezahlen. Rubinstein war jung, und er war immer noch sehr gut gekleidet. Also mußte er oft türmen. Die jüdische Gesellschaftspyramide kippte um. Menschen, die früher gern in die Theater gegangen waren, Konzerte und das Varieté besucht hatten und ein gewähltes

Polnisch sprachen, waren bald die Erbarmungswürdigsten des Gettos. Lehrer, Dichter, Musiker, Schauspieler und Advokaten blieben ohne Broterwerb. Sie hatten keine Arbeit in den Betrieben, die jetzt für die Deutschen arbeiteten, sie hatten keine Nähmaschinen, die auf Dachböden heimlich surrten, sie konnten keine Uhren reparieren und in den arischen Teil schmuggeln.

Die neuen Reichen, die jetzt in den Cafés und Nachtbars hockten, lebten von Geschäften mit korrupten Deutschen und Geheimpolizisten. Sie waren beim jüdischen Ordnungsdienst oder sie arbeiteten für die Aktiengesellschaft Kohn & Heller, Pferdeomnibusse und Schmuggelgeschäfte en gros. Bald sollten sie auch mit dem Abtransport der Toten, die morgens nackt auf den Gehsteigen lagen, ein letztes Geschäft machten.

»Je tiefer man in das Labyrinth der Gassen eindrang, um so lebhafter und zudringlicher wurde dieser Handel«, erinnerte sich der Musiker Wladyslaw Szpilman. »Frauen, an deren Röcke sich Kinder klammerten, vertraten den Passanten den Weg und boten auf einem Stück Pappe einige Kuchen feil, die ihr ganzes Vermögen darstellten und von deren Verkauf abhing, ob ihre Kinder abends ein Viertelchen Schwarzbrot hatten. Daneben versuchten bis zur Unkenntlichkeit abgezehrte alte Juden mit heiserem Geschrei die menschliche Aufmerksamkeit auf irgendwelche Lumpen zu lenken, die sie zu Geld zu machen hofften. Junge Männer handelten mit Gold und Devisen, fochten verbissen und geifernd Kämpfe um verbogene Uhrendeckel, Kettenenden oder schmierige, abgegriffene Dollarscheine aus, die sie gegen das Licht hielten, um festzustellen, daß sie fehlerhaft und fast gar nichts wert waren, obgleich der Verkäufer leidenschaftlich darauf bestand, daß sie ›beinah wie neu‹ seien.

Durch die vollgestopften Straßen zogen klappernd und klingelnd die Pferdebahnen, die sogenannten konhellerki, mit Deichseln und Pferdekörpern die Menschenmenge zerteilend ... Wegen des ziemlich hohen Fahrpreises füllten nur Wohlhabende die Bahnen, die ausschließlich wegen ihrer Geschäftsinteressen ins Gettoinnere fuhren. Wenn sie an den Haltestellen die Wagen verließen, versuchten sie so schnell, wie es nur ging, durch die Straßen und in den Laden oder das Büro zu kommen, wo sie etwas zu erledigen hatten, um danach sofort wieder auf eine Straßenbahn zu springen, die sie aus diesem grauenhaften Viertel schnell herausbrachte.

Von der Haltestelle auch nur bis zum nächsten Laden zu gelangen war nicht leicht. Auf diesen kurzen Augenblick des Zusammentreffens mit einem wohlhabenden Bürger lauerten Dutzende von Bettlern, die ihn bedrängten, indem sie an seinen Kleidern zerrten, ihm den Weg verstellten, baten, weinten, schrien, drohten. Doch unvernünftig handelte, wer sich vom Mitleid fortreißen ließ und einem Bettler ein Almosen gab. Dann schwoll das Schreien zu Geheul an; von allen Seiten strömten auf dieses Zeichen hin neue Elendsgestalten herbei, und der Samariter sah sich umlagert, dicht umringt von zerlumpten Erscheinungen, die ihren tuberkulösen Geifer verspritzten, von Kindern, die man vor ihn hinschob, mit eitrigen Geschwüren bedeckt, von gestikulierenden Armstümpfen, erblindeten Augen und zahnlosen, stinkenden Mundhöhlen, die alle um Erbarmen flehten im letzten Augenblick vor dem Verenden, als könne es nur durch eine sofortige Unterstützung hinausgezögert werden.

Wollte man ins Innere des Gettos, mußte man durch die Karmelikka, die einzige Straße, die dorthin führte. Hier nicht die Straßenpassanten zu streifen, wäre ein Ding der Unmöglichkeit gewesen. Die dichte Menschenmasse ging nicht, sondern stieß und drängelte sich vorwärts, Strudel bildend vor den Krämerbuden und Buchten vor den Haustoren, die kalten, fauligen Dunst ungelüfteten Bettzeugs, alter Fette und verwesenden Abfalls auf die Straße hauchten.«

Der Feldwebel der Wehrmacht Heinrich Jöst hat dies alles fotografiert. Er hatte zu seinem Geburtstag 1941 eine Kamera geschenkt bekommen. Er ist damit durch das Getto gegangen. Ein Skelett mit großen Augen, das in einem verlumpten Anzug auf einem Kaffeehaustisch sitzt und Geige spielt. Kinder mit Greisengesichtern, die ausgedörrt auf dem Gehweg kauern, eines, das zu schwach ist aufzustehen und zwischen den Passanten verendet. Ein kleines Mädchen, das seine Schwester auf dem Schoß liegen hat, die längst verhungert ist. Kinder, die auf Karren Leichen durch das Getto ziehen. Eine Frau, die einmal feine Züge gehabt hatte und jetzt nur noch alte Haut. Sie verkauft weiße Armbinden mit dem Stern und droht gleich umzufallen. Ein Herr mit Kavalierstuch im Anzug, eine elegante Dame im gepflegten Kostüm mit Hut. Scheinbar normale Straßenszenen und dann wieder Bettler, Hungertote und Bestattungswagen der Firma Kohn & Heller. Tiefe Gruben, in die Leichen geworfen werden, auf dem jüdischen Friedhof. Sie sind Skelette, weil verhungerte

Menschen nur noch Skelette sind. Sie sind nackt, weil sie so vor die Tür gelegt wurden. So hatten sie keinen Namen mehr und keine Adresse. Aber jedes dieser Skelette hatte ein Leben gehabt.

Es sind Fotos, die Rubinstein nicht ansehen kann. Weil es für ihn keine Bilder sind, sondern eine Wirklichkeit.

Mehr als 40 Jahre hatte Heinrich Jöst die Fotos nur aufbewahrt, dann hat er sie der Illustrierten Stern geschickt. Heute hängen Abzüge dieser Fotos in der Gedenkstätte Yad Vashem in Jerusalem. Sie berühren, sie schockieren. Und sie sind grausamer als alle Bilder, die sich einer machen kann vom Getto.

»Malke«, sagte Rubinstein, es war 1941, »hier finden wir nur den Tod.« Rubinstein hatte sich früher öfter bei einem Friseur an dieser Ecke Sienna-/Zlotastraße die Haare schneiden lassen. Sein Laden war jetzt Teil der Gettomauer. Und tatsächlich hatte er einen Ausgang in den Teil Warschaus, den man jetzt den »arischen« nannte. Sie gingen in den Laden, legten einen Brillanten auf den Tisch. Aber der Friseur nahm ihn nicht. »Und dann haben wir abgenommen diesen Stern, verfluchten.« Es waren nur drei Stufen, dann schritten sie durch eine Tür, gingen ein paar bange Schritte und fädelten sich in das Treiben der großen Marszalkowskastraße ein, die am Getto vorbeiführte. Von dem Moment an hat Sylvin Rubinstein nie wieder einen Stern auf der Kleidung getragen.

Maria und Sylvin Rubinstein fanden ein Zimmer bei der polnischen Familie Zalenska. Es war ein großes Risiko für die Familie, die Zwillinge aufzunehmen. Nach der Bekanntmachung des deutschen Gouverneurs des Distrikts Warschau wurde jeder mit dem Tode bestraft, der, wie es in der Verordnung hieß, »Juden wissentlich Unterschlupf gewährt oder ihnen in anderer Weise hilft«. Polen, die nur Juden Brot zusteckten, konnten dafür erschossen werden.

Die Kinderhand, klein und knochig und so schmutzig, sie streckt sich unter der Gettomauer durch. Sie bettelt nicht mehr um Brot, sie liegt nur noch da. Rubinstein sieht sie immer wieder vor sich, da auf dem Bordstein, wo die Deutschen einen Ablauf gelassen haben für das Wasser. Immer ist es so ein Bild von außen, und Maria und Sylvin Rubinstein gehen die Gettomauer entlang, auf der arischen Seite. Maria bückt sich und erschrickt. Die Hand ist eiskalt. Und auch Sylvin greift nach der Hand. Sie ist steif. Sie halten die Kinderhand, die so schmutzig ist und kalt und tot.

Rubinstein ist noch mehrmals durch die Mauer geschlüpft. Manchmal hat er mit Brillanten bezahlt. Zuletzt führte er einen Scotch-Terrier an der Leine und ging hinauf in die Wohnung des Ehepaares Rubstein. Der alte Mann hatte auf ihn gewartet. Er öffnete eine Schatulle und legte schweigend Ketten und Ringe auf den Tisch. Sylvin Rubinstein zog ein kleines Fellsäckchen aus der Tasche. Er wog jedes Stück in der Hand, dann tat er es in das Säckchen. Einen Brillanten nahm er in den Mund und hielt ihn in der Backentasche, Transitgebühr. Dann befestigte er die eine Naht des Säckchens am Halsband und band die andere mit einem Zwirn unter dem Bauch des Hundes fest, so daß der Faden im Fell verschwand. Als er, den Hund an der Leine, über Töpfe und Geschirr durch das Treppenhaus stolperte, kamen sie ihm schon entgegen: Drei Männer von der SS. »Da mußt du den Mut haben. Da habe ich den Hund gesetzt auf den Boden mit den Juwelen drin, und er ist gelaufen mit mir.«

Und so hört Rubinstein bis heute in seinen Alpträumen den Schrei des vornehmen, alten Rubstein, dem sie die Hände brachen, weil er ihnen keinen Schmuck geben wollte. Und er geht vorbei an den Bettlern und verhungernden Kindern, die an den Häuserwänden kauern, vorbei an den Schiebern, die versuchen, kleine Jungen mit Säcken über die Mauer zu heben. Und so geht er, den Schmuck im Hundefell versteckt, nicht als Sieger.

Er geht wieder durch den Friseurladen, dessen Fassade Teil der Mauer ist. Und er ist wieder im arischen Warschau. Der Hund, weiß Rubinstein noch, hieß Charlie. Er gehörte einer Dame, sie hieß Sophia Rosendorf. Auch sie versteckte sich im »arischen« Teil der Stadt.

XVI

»Ich habe keine Laster«, sagt Rubinstein, reibt die Finger und mimt Fritz Kortner als den Shylock aus Shakespeares Kaufmann von Venedig, »nur sieben: Die Lockschen, das sind die Dollar, das Silber, Gold, Platin, die Smaragde, Brillanten, Rubine.«

Dann genießt er für einen Moment im kleinen Rasierspiegel, der vor ihm steht, das Zerrbild des galizischen Juden, dessen Augen er

listig wandern läßt, diese Karikatur, die das Naziblatt »Stürmer« malte. »Ich bin a jiddisches Kindel, ich muß machen ein bißchen Handel.« Dann lächelt Rubinstein, und in seinem Gesicht steht Triumph. »Und ich bin 87 Jahre alt. Ich lebe, und die Nazis sind fast alle tot.«

Nach dem Krieg hat der Jude, der nachts Dolores war, die Nazis überall gejagt. Er hat einen Trödelladen übernommen und zu Weihnachten Kerzen ins Schaufenster gestellt und dazu ein Bild von Adolf Hitler, daneben eines von Goebbels und eines von Göring mit ein wenig Lametta darüber. Von gegenüber hat er beobachtet, wie sie sich über die Festtage vor dem Fenster herumdrückten. Bald danach sind sie gekommen, der Trödelladen sprach sich herum.

Sie hatten viel zu verkaufen, gutes Geschirr, Schmuck. Rubinstein kaufte und manchmal strafte er. Denn die Richter straften wenig. In den Varietés suchte er die Parteigenossen, er stieß auf sie in den Kneipen, und er fand sie auf den Flohmärkten.

»Vater Abraham«, hatte Rubinstein gesagt, »in Paris gibt es jeden Tag Flohmarkt.« Vater Abraham war ein alter Händler aus Frankfurt und ein alter Säufer. Sie gingen zusammen zu Schaumstoff-Lübcke am Fischmarkt. Er überließ ihnen sein Gelände. Zuerst waren es nur ein paar Tische, dann drückte sich Stand an Stand. Heute ist regelmäßig Flohmarkt in St. Pauli, und Rubinstein streift immer noch an den Ständen vorbei.

An einem Tapetentisch stand eine Frau mit wunderschönen Leuchtern und einer silbernen Kassette. Rubinstein sagte: »Ich gebe Ihnen 50 Mark für den Chanukkaleuchter und für die Kassette noch einmal 50.«

»Ich schenke Ihnen den Leuchter«, sagte die Frau, und Rubinstein fragte: »Warum das?« Aber er hatte schon in ihren Augen gesehen, warum sie die Leuchter verschenken wollte.

Sie sagte: »Mein Mann hat sie mitgebracht aus dem Krieg, als er auf Urlaub gekommen ist. Er hat immer solche Sachen geschickt. Diese Kassette war vollgefüllt mit Schmuck. Den habe er seinen Verwandten geschenkt, denn ich habe ihn nicht angefaßt. Ich habe sofort gewußt, daß der Schmuck gestohlen war.«

Die Frau hatte schon einiges von dem, was ihr Mann einmal Juden und Polen abgepreßt hatte, wie die kleinen Gemälde, zum Sperrmüll gestellt. Jetzt sah sie Rubinstein an, studierte sein Gesicht. Und sagte: »Jetzt geht der Leuchter in jüdische Hände.«

Und sie sagte: »Dann bin ich froh.«

Sie wollte keinen Pfennig dafür nehmen. Rubinstein hat ihr trotzdem fünfzig Mark für den Leuchter auf den Tapetentisch gelegt und auch für die Kassette. »Und ich mache Ihnen einen guten Vorschlag. Bringen Sie das Geld zu Ihrer Kirche.«

Rubinstein hat den Chanukkaleuchter auf dem kleinen Tisch stehen, neben den Flamencopuppen. Auf dem Silberkästchen kann man die Gravur mit dem Finger fühlen: Warschawa.

»Wenn ich einmal gehen muß«, sagt Rubinstein, »dann sollen Leuchter und Kassette gegeben werden an die jüdische Gemeinde.«

Die deutschen Räuber in den SS-Uniformen waren bald jeden Tag auf Beutesuche durch das Getto gezogen, sie traten gegen die Türen und ließen die Menschen vor ihnen zittern, damit sie ihnen gaben, was sie hatten.

Die Dame auf dem Flohmarkt sagt, sie habe den Mann geliebt, den sie geheiratet hatte. Aber der Nationalsozialismus habe aus ihm einen anderen gemacht: einen Räuber und Mörder. Sie habe damals alles gewußt, ihr Vater habe immer den englischen Sender gehört. Und dann sagte sie: »Ich wollte den Leuchter nie behalten, aber wegwerfen konnte ich ihn auch nicht.« Rubinstein hat seine Stirn auf ihre Hand gelegt und hat die Hand geküßt. »Das ist die erste deutsche Frau, der ich habe gegeben einen Kuß auf die Hand.«

Dem alten Schacherer laufen die Tränen über das Gesicht, wenn er an diesen kurzen Moment der Versöhnung denkt, in dem der Haß von ihm abfiel: »In meinem Herzen ist die Rache so groß, daß es will reißen.«

Nicht alle Soldaten waren Räuber. Viele flanierten auf Fronturlaub durch die große eroberte Stadt, saßen in den Parkanlagen und gingen in die Lokale, nicht nur in die, die für die Deutschen reserviert waren. »Manche Deutsche«, sagt Rubinstein, »haben gesucht Wärme bei den Polen.« Sie gingen in die Bordelle und Absteigen, Offiziere begegneten jungen Damen an den Hotelbars. Obwohl Heerführung und Zivilverwaltung vor Kontakten mit Polen und Polinnen warnten, tranken sie ihr Bier bei den Besiegten. Sie tranken viel davon. Und auch der polnische Untergrund vermerkte in seinen Berichten die Dissonanzen zwischen denen, die wieder an die Front mußten, und den Parteiprofiteuren, die in der Etappe plünderten und es sich wohl sein ließen. Manchmal entluden sie sich in Schlägereien.

In dieser Welt der Etappe ging auch ein alteingespieltes Trio wieder auf Beutezug. Alle waren im arischen Teil der Stadt. Rachel, goldene Hand, Manteuffel, der Jude aus Lemberg, und Sylvin Rubinstein. Sie spielten ihr bewährtes System. Eine rempelt, einer zieht, einer läuft. Aber jetzt, 1940, zogen sie nur deutsche Portemonnaies. Das war kein Diebstahl mehr, es war Widerstand.

Ein Wehrmachtssoldat spaziert über die Marszalkowskastraße. Er trägt eine Pistole an der Koppel. Die drei sehen sich an.

Rachel geht lächelnd auf den Soldaten zu, stolpert, der hohe Absatz knickt um, und sie fällt in ihrer ganzen weiblichen Pracht in die Arme des überraschten Kavaliers. »Da«, sagt Rubinstein, »habe ich aufgemacht die Pistolentasche und geschnappt die Waffe.«

Rubinstein behauptet: »Wir haben gezogen 48 Pistolen. Es waren Waffen für das Getto.« Chuspe war jetzt eine Tugend. Und wer sonst hätte denn die Chuspe eines ganevs gehabt, wenn nicht ein ganev, und die Schnelligkeit eines Derwischs, wenn nicht einer, der hundert Pirouetten drehte, ohne schwindelig zu werden. Ob die Pistolen wirklich ins Getto gingen, kann Rubinstein nicht beschwören.

Marek Edelmann, einer der Anführer des Gettoaufstandes, sagte, sie hätten 1942 für die ins Getto geschmuggelten Waffen bezahlt: Zweitausend Zloty. Rubinstein meint, sie hätten Ende 1940 keinen Groschen für die Pistolen genommen.

Waffen gingen damals an die Emissäre des Widerstandes oder landeten auf dem Kercelak-Markt in der Nähe des Bahnhofs, wo sie von jungen Kerlen unter dem Mantel angeboten wurden. »Auch deutsche Soldaten sind gekommen und haben ihre Waffen verkauft«, sagt Rubinstein.

Über deutsche Soldaten, die auf diese Weise Eisen zu Gold machten, wurde auch dem Historiker Tomasz Szarota von Zeitzeugen berichtet. Eine Pistole der Marke Walter brachte danach damals 4000 Zloty, eine Parabellum oder Vis sogar 6000. Meist wurden ihre Waffen über Mittelsmänner angeboten.

Bei den vielen Diebstählen und Überfällen in der Stadt war der Verlust der Waffe gegenüber Vorgesetzten und Polizei durchaus glaubhaft zu machen. Bald warnten Plakate in deutscher Sprache die Landser vor den Pistolendieben in der Stadt.

Der Widerstand wuchs mit dem Zorn, und der wuchs jeden Tag. Die öffentlichen Bekanntgaben immer neuer Hinrichtungen wegen

Sabotage oder Waffenbesitzes und die sogenannten Befriedungsaktionen, was nur ein anderes Wort für Erschießungen war, entfachten eine Wut, die keine hilflose mehr sein wollte. Daß Männer und Frauen abgeführt wurden, wie sollte das den Freunden und Verwandten entgehen? Daß sie abgeholt wurden aus dem Pawiak, die Mitgefangenen haben es beobachtet. Der Widerstand hatte Meldesysteme in den Gefängnissen. Förster beobachteten, wie die Deutschen Gruben ausheben ließen, und sie fanden ein paar Tage später die Spuren der Massaker auf den Feldern vor Warschau.

»Wawer«, mit Kreide und Farbe stand der Name des kleinen Ortes an Warschauer Mauern. Dort hatte das 31. Regiment der deutschen Ordnungspolizei unter dem Kommando von Friedrich-Wilhelm Wenzel auf einem Acker 114 Männer erschossen, Polen, Juden und einen Russen. Das Informationsbulletin der Untergrundpresse hatte die Mordaktion in ganz Warschau und darüber hinaus bekanntgemacht und auch die Massaker im Wald von Palmiry um die Jahreswende 1939/40, wo immer neue Lastwagenkolonnen Männer und Frauen zu Exekutionen in eine Lichtung gebracht hatten.

Auch Polen, die Schikanen gegen die Juden mit Häme begleitet hatten, begriffen bald, daß sich der Terror auch gegen sie richtete.

Das Warschau, »das sich in den herbstlichen Tuilerien ergeht«, notiert der Soldat Udo von Alvensleben in sein Kriegstagebuch, »Lauter Abschiede«, »ist mir unheimlich. Großstadt mit Musikkapellen, Hotels, Läden, Lokalen aller Art, Autos, Straßenbahnen, Palais und Kirchen, sauber nach außen, aber alles mit vermauerten Ruinen durchsetzt und hinter den Kulissen entsetzliches Elend, das künstlich unsichtbar gemacht wird. Man lebt nur auf Metern davon getrennt. Die Straßen sind blitzsauber, die Anlagen gepflegt, im Sächsischen Garten blühen Herbstblumenrabatten. Aber im Untergrund brodelt es gefährlich. Soldaten und Polizeibeamte werden ermordet.«

Der Widerstand durchdrang alle Gruppen der Bevölkerung. »Auch die Kokotten waren große Patrioten«, sagt Rubinstein, »sie haben gefickt und beklaut die deutschen Soldaten.«

Im vornehmen Bristol-Hotel an der Nowy Swiat achteten Adas patriotische Schwestern jetzt streng darauf, daß deutsche Offiziere die Hosen, die sie für die Liebesnacht herunterließen, ordentlich über den Sessel legten. Damit andere über Nacht an die Taschen konnten.

»Die Deutschen sind gekommen zum Morden, und sie sind gekommen zum Ficken.«

Da fällt dem alten Tänzer dieser Igo Sym wieder ein, den die Frauen liebten. Rubinstein kannte ihn aus dem Adria. Er war ein polnischer Schauspieler und hatte einen Film gemacht mit Hanka Ordonowna, »Der Spion in der Maske«. Er war ein gerngesehener Gast im Adria. »Die Weiber haben sich bepißt vor Geilheit, wenn sie haben gesehen Igo Sym.« Der Schauspieler war attraktiv, gebildet, ein Herr mit guten Manieren, immer elegant gekleidet, nach der letzten Mode. So wurde er jetzt in deutscher Offiziersuniform gesehen, in der er durch Warschau spazierte.

Er, Igo Sym, behauptete der Schauspieler, habe Einfluß bei den Deutschen. »Da sind gegangen von den Künstlern viele Juden zu Igo Sym, und sie haben ihm gegeben Ketten, Ringe, Dollars. Und er wollte aus dem Gefängnis holen die Verwandten. Da waren die, für die er hat genommen das Geld, schon längst tot.« Auch Maria und Sylvin hatten sich an Igo Sym gewandt. Das war kurz nachdem die Deutschen eingerückt waren. *»Aber er konnte nicht werfen das Netz über uns.«*

Sym, der in Innsbruck aufgewachsen war und fließend deutsch sprach, hatte tatsächlich Einfluß bei den Deutschen. Sie gaben ihm das Theater »Komedia«, das er an einen anderen Intendanten weitergab, um selbst das Operettenhaus zu übernehmen.

Einmal noch hat Rubinstein Sym wiederentdeckt, in einem Café. Der Tänzer hat sich versteckt, damit Sym ihn nicht sah.

Das war bevor Rubinsteins Freundin Anna Maria Kitschmann, die alle Anda nannten, im Café »Meine Kleine« auftrat. Sie saß am Klavier, in einem langen schwarzen Kleid, mit einem schwarzen Krempenhut, unter dem sie ihr Haar versteckte, das so dünn geworden war. Während ihre Finger über die Tasten trippelten, glimmte zwischen ihren vollen Lippen eine Zigarette, der Qualm stieg auf zu den dicken Brillengläsern, hinter denen ihre Augen klein wurden wie Sonnenblumenkörner.

Eine wilde Runde belagerte den vordersten Tisch, in ihrer Mitte thronte Damian, ein Schauspieler und verwegener Typ. Alle kannten ihn vom Film, er hieß eigentlich Sobieslaw Damiecki. Er war nicht nur auf der Leinwand, sondern auch im Leben ein Held und im dritten schlesischen Aufstand 1921 bei Annaberg auf seiten der Polen zu unsterblichem Ruhm gelangt.

Vor dem Klavier stand eine junge Sängerin, sie war vom Theater. Anda hatte die Elevin in diesen Tagen zur alleinigen Interpretin ihrer Kompositionen erkoren. Sie hieß Irena Gorska. Die Schauspielerin, die heute in einem Altenheim für Künstler in Warschau lebt, erinnert sich in ihrer Biografie »Ich gewann das Leben« an den Auftritt mit Maria Kitschmann. Damian, der Held am ersten Tisch, war Irena Gorskas Geliebter. Beide waren lange schon mit Igo Sym befreundet gewesen.

Sym suchte jetzt polnische Schauspieler für einen deutschen Film, »Die Rückkehr« von Gustav Ucicky. Sie sollten Polen darstellen, die als grausame Sadisten über die Deutschen herfielen, die von beliebten Mimen des Reichs wie Paula Wessely und Attila Hörbiger dargestellt wurden. Als keiner der Kollegen kollaborieren wollte, bedrohte er sie.

Ein Gericht des polnischen Untergrundes verurteilte Sym daraufhin zum Tode. Am 7. März 1941 erschossen Mitglieder des Untergrunds mit den Kampfnamen »Zawada«, »Szary« und »Maly« den Kollaborateur frühmorgens an seiner Wohnungstür. Er wollte in den nächsten Tagen abreisen, um zu heiraten. Sein Schneider, der den Hochzeitsfrack nähte, hatte den Widerstand informiert.

Überall in Warschau wurde nach den Tätern gesucht. Die Zeitung druckte Fahndungsaufrufe, die Stadt war vollgeklebt mit Steckbriefen:

»Der Mittäter- bzw. Mitwisserschaft an der Ermordung des Geschäftsführers des Theaters der Stadt Warschau, Karl Julius Sym, dringend verdächtig ist der seit dem 7. 3. 1941 flüchtige 42jährige Schauspieler Sobieslaw Damiecki.

In Begleitung des Damiecki befindet sich die hochschwangere Schauspielerin Janina Irena Gorska.«

XVII

Donnernder Stiefelklang, Wehrmachtssoldaten im Gleichschritt. Hufeisen auf Asphalt. Vorneweg der Leutnant hoch zu Roß. Rubinstein kennt das Gesicht.

Es sieht ihn an, erstaunt, musternd. Ein Zögern, ein vergewissern-

des Augenkneifen. Der Offizier reißt das Pferd herum. Die Engel auf den Zinnen, die barocken Türme. Rubinstein wartet vor der Freiheitskirche. Das Pferd steht jetzt vor ihm, ein Fuchs mit einer weißen Blesse. Der Tänzer streichelt die Nüstern, und der Leutnant, verwundert, greift in die Mähne und beugt sich über den Pferdehals aus dem Sattel zu ihm herab.

»Sind Sie nicht der Tänzer aus der Scala? Was machen Sie hier in Warschau?«

»Wir hatten ein Engagement im Adria.«

»Mit Ihrer Partnerin. Sie tanzten mit einer wunderschönen Frau.«

»Meine Schwester.«

»Wo ist sie?«

»Sie geht nicht auf die Straße. Wir haben ein Problem.«

»Mein Gott, ich verstehe. Seien Sie um sechs wieder hier, an dieser Stelle. Ich bringe nur die Truppe ins Quartier.«

Wie oft hat er den Dialog gehört, in seinen Träumen, wie oft gesprochen auf dieser Bühne, die seine Küche ist, wie oft verflucht, diese Chance, die Marias Unglück war und sein Fluch.

Rubinstein war auf und ab gegangen vor der Kirche, zwischen den Passanten, unter den Arkaden, keinen Moment hat er den Platz aus den Augen gelassen. Straßenbahn um Straßenbahn zog über die Schienen.

Und dann kam er. Pünktlich, der Leutnant.

Er wollte Rubinstein mitnehmen in das Deutsche Haus. Aber wie sollte der Jude dorthin gehen? Dann sind sie in ein kleines Lokal in der Hozastraße gegangen, wo Maria und Sylvin Rubinstein oft saßen. Es gab dort Tee und Bohnensuppe. Der Wirt, der die Uniform sah, giftete Rubinstein an: »Wen bringen Sie mir da?«

Aber Rubinstein sagte: »Ich kenne ihn aus Berlin. Er ist aus einer guten Familie.« Der Leutnant war der Neffe des Kapellmeisters der Berliner Scala, Otto Stenzel. Er hatte Rubinstein sofort erkannt, weil er oft im Varieté gewesen war, und vielleicht, weil er ein Auge geworfen hatte auf Maria.

Als sie auseinandergingen, steckte der Deutsche Rubinstein etwas Geld zu. Am nächsten Tag haben sie sich wiedergetroffen, auf einer Bank im Zarengarten. Der Soldat hatte Schokolade dabei und wieder Geld. Dann haben sie über Papiere gesprochen, und über die Apotheke in Krakau, in der man Pässe bekommen konnte, solche,

mit denen sie reisen konnten, nach Bulgarien, in die Türkei, in die Freiheit.

Wenn Rubinstein erwacht, liegt das Schuldgefühl tonnenschwer auf seiner Brust. Es blieb dort abgelegt, für den Moment des Schlummers. Es ist da, wenn er den Tee aufgießt, wenn er in der Suppe rührt. Es bleibt über Nacht, es begleitet ihn, wenn er durch die Straße geht, es geht mit ihm Zigaretten holen. »Warum mein Schwesterlein ich habe lassen fahren die Mama holen? Wir haben uns versprochen, daß wir bleiben zusammen für immer.«

Es war nicht die Schuld des Leutnants. Maria und Sylvin Rubinstein hatten entschieden. Sie wollte nach Brody fahren, die Mama holen, Sala und die Kinder. »Keine Angst, ich komme durch, ich sehe nicht jüdisch aus.« Er wollte die Pässe besorgen in Krakau. Das war das erste Mal im Leben der Zwillinge, daß sie nicht in denselben Zug gestiegen sind. Immer wird er diesen Bahnsteig sehen und den Zug, der abfuhr nach Brody.

Rubinstein weiß nicht mehr, warum er in die Bahn nach Lublin gestiegen war. War es die Nervosität auf dem Bahnhof? Es war gefährlich zu reisen. Er wollte nach Krakau. Und er bemerkte es erst weit hinter Warschau. Es war zu spät, der Zug fuhr auf Lublin zu.

Er sah es aus dem Fenster, und jeder der in diesem Zug saß, konnte es sehen. »Und ich sehen Massen von Juden. Die Juden haben gestanden im Wasser bis zum Knie. Und Leichenberge und die Gesunden sitzen auf die Toten.« Er sieht, wie die Mörder anlegen, er hört die Schüsse. Es waren chassidische Juden, elegante, sagt Rubinstein, in Kaftan und Gormulka. Manche trugen Pelzmützen, als hätten sie ihr Feiertagskleid angelegt zu ihrem letzten Gang. Rubinstein, der nicht religiös war, hat gebetet. Und er hat gehadert: »Gott gerechtige, wo bist du?«

Da fuhr der Zug in Lublin ein. Der Bahnhof war fast menschenleer, dieser Ort der Geschäftigkeit, auf dem sonst der Handel blühte und die Reisenden warteten.

Rubinstein eilte zum Schalter. Er hatte schon eine neue Fahrkarte gekauft. Da kamen zwei Männer auf ihn zu. Sie waren in Zivil. Rubinstein meint, sie hätten polnisch gesprochen. Es war eine Kontrolle.

Und Rubinstein fiel wieder der Name seines Kameraden der Kindheit ein: Josef Porkowski.

»Papiere!«

»Hab ich keine, ich wußte nicht, daß man Papiere braucht.«

»Was wollen Sie hier?«

»Ich habe gehört, daß man hier günstig Schuhe kaufen kann.«

Rubinstein zeigte auf seine Schuhe, die alt waren und abgetragen. Er hatte extra die alten Schuhe gewählt, die abgeschabt waren, und er hatte sie bearbeitet, daß sie noch älter aussehen. Denn er hatte die Hacken gefüllt mit Brillanten. Die Männer sahen auf seine Schuhe. Und Rubinstein redete weiter:

»Ich habe auch gehört, daß man hier findet Arbeit.«

»Was haben Sie für einen Beruf?«

»Krankenpfleger.«

Die Männer begleiteten ihn zum Krankenhaus. Und als die Männer gegangen sind, offenbart er sich den Schwestern und sagt, er suche keine Arbeit, wolle nur der Geheimpolizei entwischen. Sie behalten ihn im Krankenhaus, den ganzen Tag. Es wird Abend, und ein Pole kommt, er spricht Rubinstein an, ob er eine Bleibe brauche. Und der Fremde nimmt ihn mit zu einem Haus. Rubinstein erkennt, daß einmal eine Mesusa im Türrahmen gehangen hat. Er sah die Kontur der Mesusa in der Farbe des Rahmens. Rubinstein wußte, er war unter Mördern. Und der Mann führt ihn in einen Raum, befahl ihm zu warten und entfernte sich. Rubinstein hörte, wie er die Treppenstufen hinunterging. Er drehte am Fenstergriff. Das Fenster war offen, er sprang hinaus und rannte und rannte, er rannte durch einen Park und lief auf einen Baum zu.

Schon in Brody waren Baumkronen das Paradies des kleinen Sylvin Rubinstein gewesen. Er hatte in den Ästen gehangelt, und er war zu den Vogelnestern gekrochen, um die Küken zu sehen, die ihre Schnäbel aufrissen. Und er hatte Wildtauben gefüttert, oben auf den Astgabeln. »Und ich bin geklettert wie ein Eichhörnchen.«

Jetzt gab ihm das dichte Laub des Baumes Schutz, und die Nacht kam, und niemand sollte ihn finden zwischen den Zweigen. Er nickte ein, bäuchlings auf dem starken Arm der Buche. Als er aufwachte und der Morgen kam, erschrak Rubinstein: »Ich dachte, mich trifft der Schlag. Ich war ganz grün.« Der Anzug war überzogen mit dem Grün der Rinde.

Er schlich zum Bahnhof. Niemand war auf dem Bahnsteig. Nur ein Händler verkaufte gebratene Hähnchen. Er kaufte eines, und der

Zug kam. Er stieg ein, und niemand war da, der ihn verfolgte. Der Zug fuhr an. Er war ganz allein in dem Waggon. Er war erlöst.

Später stieg eine Bauersfrau in den Waggon, mit Kopftuch, einem Korb. Rubinstein beobachtete sie, die feinen Hände, das Gesicht. Immer wieder wird sein Blick zur jungen Frau gezogen. Und immer wieder weicht sie seinem Blick aus, starrt stur aus dem Fenster. Die Zeit vergeht, und der Zug rollt.

Rubinstein wickelt das Hähnchen aus dem Papier und teilt es in zwei Hälften. Er steht von seinem Platz auf, geht einen Schritt auf die junge Frau zu, er lächelt und bietet ihr eine Hähnchenhälfte an.

»Danke schön«, sagt sie, »ich habe schon gegessen.«

Und Rubinstein sagt: »Gornischt kein meure, eß gibt schabbes.«

Sie erschrickt, und sie sehen sich an. Rubinstein setzt sich neben sie, und sie teilen das Hähnchen. Sie sprechen jiddisch, und er sagt, daß er gleich gesehen habe, daß sie eine Jiddische sei, auch wenn ihre Tarnung wunderbar sei. Sie weint und berichtet, sie käme aus Vilna, und alle Juden würden dort erschlagen.

Als sie aussteigt, sagt er: »Maseltow.«

Sie sagt: »Mich bekimmt die nicht.«

Und er sagt: »Mich bekimmt die auch nicht.«

Heute heiligt Sylvin Rubinstein den Schabbat. Er schaltet das Radio ein, den NDR 4, »Zum Schabbat«. Dann setzt er die Kippa auf und gibt die Flamme vom rechten Leuchter an den linken. In einer jüdischen Familie zündet die Frau die Kerzen an. Aber Rubinstein hat keine Familie. Nur Maria ist bei ihm, einen Meter groß und in Holz geschnitzt.

Sylvin Rubinstein muß irgendwo auf der Strecke nach Krakau aus dem Zug gestiegen sein. Denn da ist diese Wanderung über die Dörfer, mit Nächten in Wiesen und Scheunen, die ihn ihm lebendig geblieben ist. »Und nur gegen Brillanten«, sagt Rubinstein, »kannst du schlafen bei den Bauern.« Der Priester, der ihn abwies, als Rubinstein hungrig an seine Tür klopfte. Er habe nichts. Aber er hatte das Fenster offenstehen, und Rubinstein war hineingeklettert, der Priester hatte ihn nicht gehört, er hatte den großen Bauernschrank geöffnet in der Diele. Und dort, wo er Laken vermutet hatte und ein paar Zloty aus der Kollekte vom letzten Gottesdienst, standen Töpfe und Krüge. Und es war Mus darin und gebratenes Fleisch. Rubinstein hat auf der Wiese gelegen mit den Töpfen, und er hätte platzen können.

Trotz seines Hungers war es zuviel, und es reute ihn bald sehr, daß er die halbvollen Töpfe stehenlassen mußte.

Er lief tagelang, schlief auf Wiesen und in Scheunen. Der Hunger kam zurück. »Ich hatte Brillanten im Absatz, und zu fressen nicht eine rohe Kartoffel.«

Er fürchtete sich, die Edelsteine an Fremde zu verkaufen. »Bei den Polen waren auch viele falsch. Sie können dich berauben und verraten.« Nur ein kleiner Stein lag lose in der Tasche. Er hatte unter einem Baum gelegen und geschlummert. Da spürte er etwas in seinem Gesicht. Vor ihm stand ein Spitz und leckte ihn.

Der Hund war freundlich, Rubinstein streichelte ihn und hatte nun einen kleinen weißen Begleiter. Er kam an einem Gehöft vorbei, und eine Bäuerin stand am Lattenzaun und fragte:

»Wohin gehen Sie mit dem Hund?«

»Ich wandere, weil ich Verwandte besuchen will und kein Geld habe für die Bahn.«

»Was für ein liebes Tier.«

Sie lud den Wanderer auf den Hof und gab dem Hund zu fressen.

Weil sie freundlich war, fragte Rubinstein, ob sie auch für ihn etwas habe, und er machte die Hand auf. Darin funkelte der kleine Stein, den er lose in der Tasche trug.

»Warten Sie, bis mein Mann kommt. Der macht gerne Geschäfte. Und bis dahin mache ich Ihnen ein Spiegelei.«

Die gute Frau briet die Eier in Speck. Als sie ins Haus ging, schüttet der hungrige Wanderer heimlich das Fett aus der Pfanne in das Beet, das gleich neben dem Holztisch im Freien lag. »Ich habe nie gegessen Schweinefleisch. Und das Fett ich konnte nicht vertragen, ich hatte zu lange gehabt den Magen leer.«

Der Mann kam und hatte ein gutes Gesicht.

Er hat Rubinstein einen Ring abgekauft, für 500 Zloty.

»Nehmen Sie hundert und lassen Sie mich ein paar Tage hierbleiben«, bat Rubinstein.

Und die Bäuerin fragte: »Sei einmal ehrlich, mein Junge. Du bist Jude, oder?«

»Nein«, wehrte Rubinstein ab. Denn Offenheit war gefährlich. »Nur mit der Lüge«, sagt der alte Rubinstein, »du kannst überleben.«

»Hier sind nur Dörfer«, sagte der Bauer. »Geh weiter nach Nor-

den, dann kommst du in eine sehr große Stadt, die größte hier in der Gegend.«

Rubinstein ließ sich den Weg erklären und nahm einen anderen. Er war vorsichtig und ging nach Süden.

Der Hund lief weiter mit ihm. Aber als er auf Krakau zukam, konnte er ihn nicht weiter mitnehmen auf seinen heimlichen Wegen, zu denen kein Hund paßte.

Wieder war es eine Bäuerin, die ihm zu essen gab. Erst zierte sie sich. Aber dann nahm sie den Brillanten. Und sie wollte auch den Hund behalten. Als er weiterzog, sperrten sie den Hund ins Haus. Rubinstein war ein Stück gegangen, da kam der Spitz schon angerannt, sprang an ihm hoch und leckte seine Hände. Aber Rubinstein mußte ihn zurückbringen. Die Bäuerin band das Tier an. Rubinstein ging und hörte hinter sich, wie der Hund heulte und kläffte, und hörte es noch, als schon lange nichts mehr zu hören war.

Rubinstein erreichte Krakau. Er klingelte in der Kurnikistraße 7, wo er schon früher häufig ein Zimmer genommen hatte, bei dem Ehepaar Piel. Die Polin war mit einem Wiener verheiratet, der ein Habsburger geblieben und keiner von den Deutschen geworden war, die jetzt mit dem Hakenkreuz gekommen waren.

Die gute Frau Piel nahm ihn in die Arme und fragte nach der Schwester. Rubinstein sagte: »Sie wird bald kommen, sie ist nach Brody gefahren, die Mama holen.«

XVIII

Schuhe sind Verräter. Alles geben sie preis, die Wanderungen über staubige Straßen. Sie lassen Armut erkennen und Reichtum, sie verraten den Flüchtling. Rubinsteins Anzug war gereinigt, und er trug wieder die guten Budapester Schuhe aus dem kleinen Koffer. Sie konnten nicht mehr reden. Er war in Krakau zu der Apotheke gegangen, vergeblich.

Es war nicht weit vom Ziganeria-Varieté, auf dem Weg zum Bahnhof, da saß ein Schuhputzer auf seinem Bock. Rubinstein liebte es, wenn das Leder glänzte. Er hatte noch immer ein paar Groschen in der Tasche. Und der Schuhputzer wienerte seinen Schuh.

Da stand der Stiefel neben dem Budapester Schuh, angriffslustig dazugestellt, auf dem Bock des Schuhputzers. Militärhose, Offiziersklufl.

Erkannt, geschnappt, erledigt, der Fluchtimpuls sagte: Renn! Aber das markante Gesicht, in dem ein Monokel klemmte und das freundlich schmunzelte, hielt ihn fest.

War es die Neugier oder lähmte ihn die Furcht?

Der Lappen sauste noch immer über seinen Schuh. Er konnte ihn nicht wegziehen, er hätte sich entlarvt. Endlich, fertig. Er warf dem Schuhputzer ein Geldstück zu. Der fing es geschickt und bürstete schon den Stiefel des Offiziers.

»Warten Sie«, bat der Offizier den Tänzer, als Rubinstein sich abwandte, um zu gehen. Rubinstein tat, als spräche er kein Deutsch. Da versuchte sich der Fremde in ein paar Brocken Polnisch, und er sprach englisch, dann französisch. Rubinstein dachte: »Da kann er kein Nazi sein.« Er sah den Adler auf der Brust, der das Hakenkreuz durch die Lüfte hob. Das war eine Chance. Der Adler auf der Brust bedeutete Wehrmacht. Der Adler unten auf dem Ärmel bedeutete den Tod. Das war die Felduniform der SS.

Der Offizier wollte dem Schuhputzer einen Geldschein reichen. Da schnappte Rubinstein die Banknote. »Mein Herr«, sagte er, »das ist zuviel.« Denn es war ein großer Schein. Und die Freude aus dem Gesicht des Schuhputzers wich, als Rubinstein ihm zwei Groschen reichte. Der Deutsche lachte. Und Rubinstein spürte, daß er eine glückliche Begegnung gemacht hatte. Dann gab er dem Schuhputzer den Geldschein: »Soll er auch dir Glück bringen.«

Der Offizier lädt Rubinstein ein, ihn ein paar Schritte zu begleiten. Sie gehen an einer Mauer vorbei, an der Künstler ihre Bilder ausstellen. Der Soldat bleibt stehen. Er spricht über die Bilder, er hat einen Blick für Kunst, er fragt nach Preisen, und Rubinstein dreht sich nicht mehr ängstlich nach allen Seiten um und sichert das Gelände, jederzeit zur Flucht bereit. Ganz langsam weicht die Spannung. Der Deutsche stellt sich nur mit seinem Namen vor: »Kurt Werner«. Deutsche stellten sich sonst nie mit ihrem Namen vor. Er taxiert den Offizier. Er war ein schlanker gutaussehender Mann, der freundliche, intelligente Blick, die ruhigen Bewegungen der Hände.

Sie gingen die Florianska-Straße entlang, und auf der Mitte der Straße, auf der linken Seite, war ein Lokal. Der Hauptmann lud Ru-

binstein zum Essen ein. Und wieder siegte die Neugierde über die Furcht.

»Wie ein junger Titan schritt der herrliche Fremdling unter dem Zwergengeschlechte daher, das an seiner Schönheit sich weidete, seine Höhe maß und seine Stärke, und an dem glühenden, verbrannten Römerkopf wie an verbotener Frucht mit verstohlenem Blicke sich labte, und es war jedesmal ein schöner Moment, wenn das Auge dieses Menschen, für dessen Blick der Äther zu enge schien, so mit abgelegtem Stolze sucht und strebte, bis es sich in meinem Auge fühlte und wir errötend uns einander nachsahen und vorübergingen.«

Das ist eine Szene von Hölderlin aus dem Hyperion. Kurt Werner liebte Hölderlin, die Ideale des Sturm und Drang.

Vielleicht war ihm der Gang des Jünglings Rubinstein aufgefallen, dieses Elastische und Androgyne in den Bewegungen, das Tänzern eigen ist und das noch heute die Ballettschule verrät, wenn der alte Rubinstein durch St. Pauli geht. Rubinstein war groß, einsfünfundachtzig, er war schlank, ein Mensch, der auffiel unter den Menschen. Werner liebte die Oper und das Ballett. Vielleicht war es einfach der Kunstkenner und Erkenner im Hauptmann, war es der Werner, der am Klavier selbst ein Virtuose war, der den Tänzer entdeckte, der dort stand, den Fuß auf dem Bock des Schuhputzers, und dessen Haar lockig fiel?

Sein Leben lang hat Rubinstein die Blicke auf sich gezogen, und noch heute bleiben Passanten stehen, wenn der alte Herr mit dem Hut und dem langen, blauen Mantel auf dem Trottoir seine Schritte setzt. Der alte Mann weiß um diese Wirkung: »Immer sind gekommen die Menschen an mich heran.«

Der Hauptmann und der schlanke Spaziergänger mit dem Budapester Schuh saßen zusammen in dem Lokal, und Rubinstein weiß noch, der Hauptmann bestellte Ente und Rotkraut. Sie tranken einen Wein dazu und sprachen deutsch. Der Deutsche schenkte noch ein Glas Rotwein nach, dann sah er Rubinstein an und fragte: »Jude oder halb?«

Rubinstein war kreidebleich geworden. Er sah den Hauptmann an und antwortete: »Von der Mamas Seite.«

So brennt immer eine Kerze in der Wohnung in St. Pauli für diesen Hauptmann Kurt Werner, der bald zum Major befördert wurde und in Rubinsteins Erinnerung »Vater Kurt« heißt.

Sie trennten sich. Rubinstein hinterließ bei den Piels in der Kurnikistraße eine Nachricht für seine Schwester Maria. Dann wanderte er die Landstraße entlang, die nach Südosten führte in Richtung Karpaten. So hatte es ihm der Offizier aufgetragen. Pferdefuhrwerke überholten ihn, Autos fuhren vorbei. Ein Limousine würde kommen, hatte der Offizier gesagt, und ein Taschentuch würde aus dem Fenster wehen. Er war erst wenige Kilometer gelaufen, und die Limousine kam, und das Tuch wehte. Sie hielt. Hinter dem Lenkrad saß ein älterer Soldat. Hinter ihm auf dem Rücksitz thronte der Hauptmann, der Rotwein liebte und Ente, der französisch sprach und ein Monokel trug, der Kurt Werner hieß und wußte, daß Rubinstein ein Jude war. Und Rubinstein stieg zu ihm auf den Rücksitz, und die Limousine nahm ihn mit in eine kleine Stadt, zwei bis drei Autostunden von Krakau entfernt. Sie heißt Krosno.

Rubinstein weiß nicht mehr, ob er es in der Apotheke in Krakau erfahren hatte oder von dem Offizier, daß man in der Woitinkewitsch-Apotheke in Krosno Papiere bekommen könnte. Manchmal glaubt er, daß es Zufall war, daß er den Hauptmann Kurt Werner bei dem Schuhputzer getroffen hatte, nicht weit von der Apotheke. Zufälle sind ein Glücksklee auf endlosen Wiesen. Wer es findet, ist ein Auserwählter unter Millionen. Manchmal denkt er, daß es eine Verbindung gab zwischen dem Neffen des Kapellmeisters Otto Stenzel, den er in Warschau getroffen hatte, und diesem Offizier. Auch Kurt Werner war aus Berlin.

XIX

Eine Dame in weißem Kleid fährt, begleitet von zwei Herren, in einer alten Kutsche an den Ziegeldächern und Zwiebeltürmen von Sandez vorbei. Sie wedelt mit dem Fächer. Ein Landser geht mit seinem Mädchen spazieren, ein Zigeuner zieht den Hut. Ein Tuschbild von einer fröhlichen Landpartie in einem Gästebuch, das Kurt Werner 1938 in seiner Wohnung in Berlin angelegt und dann mit in den Krieg genommen hat. Das Buch aus schwerem Papier mit schweinsledernem Einband ist fast das einzige schriftliche Zeugnis über den Offizier Kurt Werner in Polen. Sein Kamerad Jo von Kalckreuth hat es

gemalt, der Neffe des Malers Graf Leo Kalckreuth. Es sind einige Zeichnungen in dem Buch, auch Gedichte, unter Werners Freunden waren viele Künstler.

Kerzenschimmer, liest sich aus dem Gästebuch, eine Abendgesellschaft am gedeckten Tisch im besetzten Polen. Ein Kreis von Offizieren, der sich um Werner geschart hat, in angeregter Unterhaltung. Einige, wie Jo von Kalckreuth und Götz Esch, kannten sich von der Akademie der Künste in Berlin, waren wie Werner in der »Hellas«, der Burschenschaft an der Akademie.

Emil Wolf, Maler und Doktor der Philosophie, gehörte zu dem Kreis, auch der Schauspieler und Regisseur Horst Wauer. Fedor von Avenarius und der Wehrmachtspfarrer Johannes Opfermann, der aus der katholischen Jugendbewegung kam, waren in Polen dazugestoßen. Rotraut von Paumgartten, die Opernsängerin aus Wien, war an diesem Abend zu Gast.

Vielleicht rezitierte Werner, vor einer feierlich gedeckten Tafel stehend, Rilke oder Passagen aus dem Hyperion. Werner hatte seinen Hölderlin immer in der Tasche. Auch später, als er kein Soldat mehr war. Und vielleicht hingen auch an diesem Abend alle an Werners Lippen, gefangen von Werners Magie, der sich niemand entziehen konnte.

So ist es später immer wieder gewesen, nach dem Krieg. Allen, die sich heute an Werner erinnern, fallen sofort seine Tischgesellschaften ein, die Perfektion im Arrangement der Gedecke, Gänge und Gespräche. Kurt Werner am Spinett. Für die junge Sabine von Viebahn war es jedesmal, als hätte sie ein Glückslos gezogen, wenn sie zusammen mit ihren Schwestern zu einer Gesellschaft bei Werner eingeladen war. Sie genoß die erhitzten Diskussionen über ein Gemälde, über ein Konzert. Freunde redeten noch lange darüber, wie Werner über die »Blechtrommel« von Günter Grass hergefallen war. Im Zorn über diese ungeheuerliche Sprache hatte Werner alle Zeichnungen weggegeben, die er bis dahin von dem jungen Maler und Dichter aus Danzig erworben hatte. Werner stritt leidenschaftlich über Literatur und Poesie, war im Freundeskreis die oberste Instanz in allen Fragen der Philosophie, der Malerei, der Lebenserfahrung.

Kurt Werner war vor dem Krieg Grundschullehrer in Berlin-Kreuzberg gewesen, am Görlitzer Bahnhof, einem Arbeiterquartier. Schülern von damals ist er als ein ungewöhnlicher Lehrer im Ge-

dächtnis geblieben, der mit einer Gitarre in den Unterricht kam. Dann schallte es durch die Schulflure: »Wer will lustige Handwerker sehen?« Bei Kurt Werner brauchten die Kinder nicht strammzustehen und nicht geradezusitzen. Es gab keinen Rohrstock. Auch das unterschied ihn von den anderen Paukern.

Aber er hatte einen besonderen Ehrgeiz: Er wollte möglichst viele Schüler von der Grundschule des Arbeiterbezirks auf das Gymnasium bringen. Schüler, die von diesem Ehrgeiz profitierten, sind ihrem alten Lehrer noch heute für ihren gesellschaftlichen Aufstieg dankbar.

Abends verpaßte der Lehrer keinen der großen Bälle der Stadt. Naßgeschwitzt ging der leidenschaftliche Tänzer nach Hause, oft nicht allein. Eine Bronzebüste, die der Bildhauer Wadepfuhl von Werner anfertigte, zeigt ein energisches Profil und das lockige Haar.

Nach dem Krieg wurde Werner Lehrer in Gerlingen bei Stuttgart. Auch hier erinnern sich Kollegen an den »Nachtschwärmer«, der das Theater liebte und die Oper.

Werner reiste. An jedem ersten Ferientag saß er in der Bahn. Die Uffizien in Florenz, die Sixtinische Kapelle in Rom, und immer wieder der Louvre in Paris.

Heinz Storz, dem Werner ein väterlicher Freund wurde, hat ihn in den sechziger Jahren auf vielen Reisen begleitet. Alle galten der Architektur und Kunst. Werner wollte sehen – Fresken, Gemälde, Plastiken. Und erleben. »Wie hoffnungsvoll die Menschen in die Zukunft gehen!« Das hatte er in Prag gesagt. Es war 1968. Dann rollten wieder Panzer.

Werner hat nie über seine Zeit in Polen gesprochen, nur manchmal hat er gesagt, daß er sich Widerstand nur aus der Wehrmacht heraus vorstellen konnte.

Als Sabine von Viebahn Werner nach dem Krieg kennenlernte, war er schon Lehrer in Gerlingen. Sabine ist die Tochter des Generalleutnants Max von Viebahn. Ein Foto ihres Vaters, das auf einer Anrichte in Sabine von Viebahns Wohnzimmer steht, zeigt ihn mit General von Seeckt und dem Kronprinz über eine Generalstabskarte gebeugt. Die Freundschaft zwischen Kurt Werner und dem General hatte den Krieg überdauert.

Von Viebahn hatte die 257. Infanteriedivision ins Feld geführt, mit der Kurt Werner in seinem Infanterieregiment 466 am 22. September

1939 in den Raum Krakau eingerückt war. Werner war Stabsoffizier des Regiments, das aus einem Nachrichten-, einem Reiter- und einem Pionierzug bestand. Sein Bataillon wurde in Neu Sandez stationiert, dort wo die Dame in der Kutsche saß. Dann ging er mit dem Stab ins Motropol nach Bad Ivonicz, dem »waldumrandeten Kurort am Fuße der Beskiden«, so stand es damals im Baedeker.

Die 257. Infanteriedivision nennt sich nach dem Berliner Wappentier die »Bärendivision«, denn fast alle Soldaten sind aus der Hauptstadt. Die Bewaffnung, Geschütze teils von Pferden gezogen, ist wenig beeindruckend. Die Division ist vor Kriegsausbruch aus Reservisten zusammengestellt worden. Einige der Rekruten lernen erst in Polen das Schießen und Exerzieren.

Für Kurt Werner ist es der zweite Krieg. Er ist ein dekorierter Weltkriegsheld. Für besondere Tapferkeit vor dem Feind wurde ihm unter Kaiser Wilhelm II das Eiserne Kreuz verliehen. Alte Zeichnungen von Kurt Werner zeigen Frontverlauf und Gräben bei Cornaille. Er selbst hat den Sturm auf den französischen Graben, für den ihm der *Orden verliehen worden war, später immer heruntergespielt.*

Kurt Werner hatte schon einmal erlebt, was begeisterte junge Kameraden erst zwei Jahre später durchmachen sollten. Tote und Verwundete neben sich im Graben, wochenlange Regengüsse, die die Erde aufweichten und kein Stück Stoff am Körper trocknen ließen. Eisige Kälte, die sich auf die Nässe legte, Schnee, in dem die Kameraden erfroren waren, Hunger und Angst.

Von Viebahn sprach 1940 bei dem Erzbischof von Krakau, Fürst Saphiha, vor, suchte eine Verständigung zwischen Siegern und Besiegten, bedauerte in Berichten, die im Militärarchiv in Freiburg liegen, die Lage der Juden und auch den Antisemitismus in der Truppe. »Es gibt auch viele arme Juden hier«, notierte der General, »im allgemeinen ist der Jude nicht beliebt.«

Kurt Werner, entschlossen und gebildet, entsprach dem Idealbild des Generals von einem Offizier. In einem 17seitigen »Merkblatt zur Erziehung« vom 6. September 1940 rief der Divisionskommandant seine Offiziere auf, »den ganzen Menschen« auszubilden, der in der Soldatenuniform steckt. Viebahn ermuntert die Offiziere zu einer Auseinandersetzung mit der Geschichte, Jurisprudenz und Philosophie. »Ein gewisser Grad von Verstandes-, Geistes- und Herzensbildung ist manchmal mehr wert als die routinierte Abhaltung eines

Kriegsspieles.« Er fordert Ehrfurcht »vor der Leistung anderer«, auch vor der »Kunst, vor der Weltschöpfung und der Natur ... vor der göttlichen Bindung, in der jeder Mensch – ob er will oder nicht – steht«.

Der General befiehlt anständiges Benehmen gegenüber der Zivilbevölkerung, Ehrlichkeit, Hilfsbereitschaft bei Not und Elend. Und er schreibt: »Mißhandlungen auch an Juden sind des deutschen Soldaten unwürdig.«

Zum Soldatenalltag in der Division gehören Unterricht in Englisch, Französisch und Polnisch. Schreibmaschinenkurse werden angeboten. Akademiker halten wissenschaftliche Vorträge vor ihren Kameraden, ein Grönlandforscher wird eingeladen und berichtet über die Strapazen im Eis. Die Soldaten stellen einen Chor zusammen, lassen sich Violinen, Cellos und Fagotte aus der Heimat schikken, bilden ein Orchester und spielen Mozart statt Marschmusik.

Der Soldat Edgar Forsberg hat sich in Berlin eine neue Kamera gekauft. Der Amateurfilmer fängt den Alltag in der Truppe ein, in Farbe, 16 Millimeter, das ist etwas ganz Neues. Forsberg ist im Zivilstand Druckermeister und Unternehmer. Er lacht oft über den zakkigen Ton einiger Offiziere. In Friedenszeiten beschäftigt er solche Herren als Büroboten.

Forsberg hat fröhliche Bilder eingefangen von einem Volksfest an einer Grenzstation zur Slowakei. Ausgelassene Soldaten und junge Frauen in Kopftüchern, die sich nur unter koketter Gegenwehr vor die Kamera ziehen lassen. Es ist bei Zakopane, wo im Oktober 1939 die Grenzregion von einer slowakischen Division an die deutsche 257. Infanteriedivision übergeben wird. Auch der General ist auf dem Film, wie er in voller Uniform mit roten Streifen an der Hosennaht mit den Soldaten Fußball spielt. Einer der aufgenommenen Offiziere ist eine auffallend markante Erscheinung, er trägt ein Brille, lacht, es ist Kurt Werner.

Dann filmt Forsberg brennende Häuser und zerstörte Brücken. Im Mai 1940 ist die Division wieder in die Schlacht gezogen. Dieses Mal gegen Frankreich.

Im Sommer sind die Soldaten zurück an ihrem Standort in Südpolen. Die Truppe richtet sich ein, vor ihr liegt eine Phase relativer Ruhe.

Alle Zeichen stehen jetzt auf Zeitvertreib in der Etappe.

Der Hauptmann Kurt Werner ruft eine Kabarettgruppe ins Leben.

Unteroffizier Horst Wauer übernimmt die Regie. Werner nennt seine Truppe: »Die Überwinder«.

Eine andere Tuschzeichnung von Jo von Kalckreuth im Gästebuch zeigt einen Zirkuswagen mit einem reitenden Clown auf dem Zugpferd, fröhliche Akteure, die aus den Fenstern winken, und einen Baum, der als Requisite auf einem kleinen Wagen hinterherrumpelt. Vor dem Zirkuswagen steht der Hauptmann mit einer Pferdepeitsche.

Vielleicht waren sie damals den Berg hinauf beim Hotel Excelsior vorgefahren, hoch auf dem Kutschbock ihres requirierten Zirkuswagens, Horst Wauer, der Regisseur, und Emil Wolf, der Philosoph. Werner wohnte im Hotel, wo er gelegentlich Damen empfing. Seine Männer zimmerten eine Wanderbühne, eine wie die, mit der Molière einst von Marktplatz zu Marktplatz gezogen war. Forsberg hat mit seiner Kamera Kameraden aufgenommen, wie sie einen schweren Flügel auf die Ladefläche ihres Militärlastwagens wuchten.

Die Laiendarsteller unterhalten mit ihrem Kabarett die Division, gehen mit ihrem Wagen auf Tourneen durch die Etappe, ziehen bis Krakau. 23 Männer stehen auf der Bühne. Aber Truppenbetreuung verlangt nach dem anderen Geschlecht. Sie überreden drei Sekretärinnen aus der Verwaltung, sogenannte Volksdeutsche, beim Kabarett mitzumachen. Das Programm sind Parodien und Sketche, Landseralltag auf die Schippe genommen.

Von der Wanderbühne gibt es keine Amateuraufnahmen, aber Zeitungsberichte. Denn die ungewöhnliche Truppe macht selbst in Berlin Furore.

Die Soldaten geben ein Gastspiel auf Wilhelm Bendows Bunter Bühne in der Kottbusser Straße, die jetzt Neues Lustspielhaus heißt. Es ist ein kleines Theater, in einen Hof versetzt, mit Laubbäumen und fränkischen Laternen. Zille sitzt noch immer, in Stein gehauen, im Theaterhof, der immer auch ein Ort für Liebespaare ist. Kurt Werner hatte nicht weit vom Theater gewohnt.

Die Truppe hat inzwischen die Sekretärinnen durch drei Berliner Schauspielerinnen ersetzt: Thea Jank, Elinor Zimmermann und Ethel Reschke.

Die Kritik überschlägt sich. Die Deutsche Allgemeine Sonntagszeitung, Berliner Morgenpost, BZ am Mittag, Berliner Illustrierte Nachtausgabe, Berliner Börsenzeitung, Spandauer, Steglitzer und Neuköllner Blätter, Münchener Zeitung und auch Völkischer Beob-

achter und der Stürmer berichten über die Frontsoldaten auf den Bühnenbrettern. Die kleine Revue »Illusionen«, 24 humorvolle Szenen, eckt nicht an, sie liegt im Zeitgeist.

Drei Flügel begleiten die Truppe. An einem residiert der Hauptmann Werner, ein Virtuose. Der gutaussehende Offizier ist der erste Mann der Truppe, auch wenn Horst Wauer die Regie führt.

Ethel Reschke, die Schauspielerin, verliebt sich in den Hauptmann. Sie ist zehn Jahre jünger als er. In Werners Gästebuch liegt das Manuskript einer Verlobungsrede. Die Verlobung wurde in Bad Ivonicz gefeiert, in der Truppe.

Ethel Reschke ist eine junge, selbstbewußte Frau. Sie spielte ihre erste Rolle als Zögling in dem Internatsfilm »Mädchen in Uniform«. Sie nimmt danach Schauspielunterricht, geht zum Theater, bekommt kleine Rollen in Filmen von Helmut Käutner. Sie tritt in der Scala auf, ihr Metier aber wird später das Kabarett.

Sie ist frech, ein Berliner Original, obwohl sie in Kolberg geboren ist. Aber die Familie war nach Berlin gezogen, weil ihr Vater, ein Schulleiter, in Kolberg seine Anstellung verloren hatte. Der Lehrer hatte sich geweigert, einen Unterschied zwischen seinen jüdischen und deutschen Schülern zu machen. Für die Ufa war Ethel Reschke zu aufsässig, und auch für den Nachkriegsfilm. »Sie konnte die Klappe nicht halten«, erinnert sich der alte Bühnenbildner und Filmausstatter Wolf Leder.

Viel mehr als eine Verlobungsfeier war es wohl nicht. Ethel Reschke und Kurt Werner verloren sich noch während des Krieges wieder aus den Augen. Werner hat sie später niemals erwähnt.

Das Leben im Generalgouvernement hatte für den Deutschen durchaus Annehmlichkeiten. Die Soldaten gingen ins Kino. In größeren Orten gab es ein »Deutsches Haus«, in dem sie ihre Siege feiern konnten. Der große Furtwängler dirigierte das Orchester des Generalgouvernements. Die fröhlichen, jungen Männer in Uniform waren auch für die eine oder andere junge Polin nicht ohne erotische Ausstrahlung. Den Offizieren stand der Luxus großer Hotels offen, es gab Badeorte mit deutschem Kurbetrieb. Nur für die Nachtfahrten wurde im Baedeker eine Pistole empfohlen.

Aber es gibt auch das Leben der anderen, auch das hat Edgar Forsberg mit seiner Kamera aufgefangen. Der Marktplatz von Krosno. Ein dichtes Treiben. Die Bauern mit ihren Wagen und Pferden, die

Frauen, die sich an den Gemüseständen drängeln. Viele der Kundinnen tragen jetzt weiße Armbinden mit einem Stern. Das Objektiv verfolgt einen alten chassidischen Juden. Viele der deutschen Soldaten sehen in Polen das erste Mal Juden mit Schläfenlocken und Kaftan, machen Quartier in einem »elenden Judendorf«, wie einer der Soldaten in die Heimat schreibt. Dann nimmt Forsberg nur wenige Sekunden lang, als sei er unterbrochen worden, Juden auf, die sich in langen Zweierreihen aufstellen. Auch das ist auf dem Marktplatz geschehen, an einem Tag ohne Marktstände und Bauernwagen.

Im Frühjahr 1941 wird die 257. Infanteriedivision für den Rußlandfeldzug positioniert. Der größte Teil der Truppe zieht nach Osten. Werner und ein Teil seiner Gruppe bleiben. Der »Polenfreund« von Viebahn wird am 19. April 1941 von Adolf Hitler in den Ruhestand versetzt. Im Juli 1944 wird von Viebahn in seiner Villa in Berlin-Grunewald unter Hausarrest gestellt.

XX

Die Stadt, die aus Alpträumen geboren scheint und deren Bewohner in den Geschichten eines alten Mannes auf St. Pauli leben, steht in Stein und Ziegel. Die Gassen, die Sylvin Rubinstein Nacht für Nacht durchmißt, der Marktplatz, die Schule, die Villa, das Waisenhaus, der kleine Laden von Frau Regina, alles ist da wie in Rubinsteins Nächten. Krosno ist eine Kleinstadt im Süden von Polen, am Fuße der Beskiden. Mit der Kraft eines Flusses, der aus den Bergen kommt, jagt die Wisla an der Stadt vorbei.

Die Hölle hat viele Orte auf der Erde. Ihre Namen klingen: Wolhynien, Podolien und Galizien. Die ihr entkamen, verlieren ihren Geruch niemals mehr. Sie können die Toten hören, die aus den Wänden schreien.

Überlebende haben aufgeschrieben, was in Krosno geschah, als diese Menschen schrien. Ihre Berichte, auf dünnem Durchschlagpapier getippt, liegen in großen Stapeln vieler Berichte aus vielen Städten und Dörfern und Häusern in der Gedenkstätte Yad Vashem in Jerusalem.

Die Stadt Krosno hat dicke Wände. Bürgerhäuser aus der Renais-

sance ruhen auf wuchtigen Arkaden. Sie stehen um einen Marktplatz, einer der schönsten Plätze Polens, ist heute im Baedeker zu lesen. Er ist wie eine riesige Theaterbühne. Vielleicht verdichten sich auch deshalb so viele von Rubinsteins Erinnerungen auf diesen eingegrenzten Schauplatz eines Verbrechens, das ganz Europa überzog.

Der Reisende kann Krosno mit dem Auto erreichen. Von St. Pauli sind es 17 Stunden über Autobahnen und Landstraßen. Von Krakau sind es noch zwei. Über Neu Sandez ist es eine herrliche Strecke, die Straße führt am Donadez vorbei, der breit und blau daliegt wie ein See. Sie führt über den Fluß, schlängelt sich über Hügel, Berge und durch Täler. Sie streift Marktplätze und zwängt sich durch Gassen. Störche nisten auf Dächern und Masten. Über die Wiesen watscheln Gänse.

Es ist ein melancholischer Landstrich. Sein Tor ist Auschwitz.

Das alte Krosno liegt auf einem Hügel. Nur die vielen Reklameschilder sind neu. An jeder Wand, an jeder Mauer, neben und über jeder Tür, werben sie für Zigaretten, Jeans und Banken. Aufkleber verdecken die Scheiben, Emailletafeln hängen an den Hausecken. Kein Blick, der nicht durch Schriften und Bilder gefangen wird. Sie sollen den Sozialismus vertreiben und künden von Marktwirtschaft und Zukunft. Aber es ist, als sollten sie die alte Stadt verstecken.

Viele der Bewohner von Krosno oder deren Eltern wurden aus anderen Teilen Polens hierhervertrieben oder kamen aus der Ukraine.

Krosno war ein Handelszentrum, nach dem Magdeburger Stadtrecht gegründet, im 13. Jahrhundert. Die Stadt an der Handelsroute nach Ungarn war einmal eine der wohlhabendsten Städte Polens. So steht es in den Büchern. Jetzt ist das Kopfsteinpflaster des großen Marktplatzes aufgerissen, weil Arbeiter bei der Erneuerung der Abwasserkanäle auf Fundamente gestoßen sind, die von einer vielleicht noch älteren Siedlung zeugen.

Vor dem Ersten Weltkrieg war Krosno noch eine Stadt im Riesenreich der Habsburger. Österreichische Verwaltungsbeamte und der polnische Adel waren die Herren in Lande. Polen bestellten das Land, auch Ruthenen, die sich auch Ukrainer nannten. Erst Kaiser Franz Joseph hatte auch den Juden, die seit sieben Jahrhunderten in Galizien lebten, gestattet, Ackerland zu erwerben. Unter den Handwerkern, den Leinewebern und Glasbläsern, die dem Ort Wohlstand gebracht hatten, waren viele Juden und auch deutsche Siedler. Die